

bsz

bärner studizytig

AZB CH-3012 Bern

bärner studizytig #5 oktober 2016

- **Wisst ihr überhaupt, was ihr abgestimmt habt?**
- **Gesucht: Ärztin, kinderlos.**
- **Tanz mal deinen Namen**
- **Ohne Heute kein Morgen**
- **Wie hast du's mit dem Veganismus?**
- **Im Gespräch mit Jacob Stichelberger**
- **SUB-Seiten: Wohnen in Bern**



digitec.ch

Mobile Neuheiten

Filialen in Basel, Bern, Dietikon, Kriens, Lausanne, St. Gallen, Winterthur, Wohlen und Zürich
Onlineshop unter www.digitec.ch – Gratis Lieferung in die ganze Schweiz

Neuheit



499.–

Sony Xperia X Compact 32GB

Kompakt und mit brillanter 23MPixel-Kamera. Der neue 3-fach Bildsensor garantiert scharfe Bilder – in jeder Situation und selbst im schummrigen Licht. Artikel Universe Black 5891429, White 5891441 und Mist Blue 5891441

Neuheit



349.–

Huawei Media- Pad M3 32GB

Mit diesem superschlanken Tablet rockst du den Studi-Alltag: Dank Audio-System vom Innovationsführer Harman Kardon. Artikel 5896050

Editorial

#5

Liebe Freundinnen und Freunde farbtherapeutischer Lachscanapés,

was gesagt werden muss, hat Günter Grass bereits gesagt: «Ich schweige nicht mehr, weil ich der Heuchelei des Westens überdrüssig bin.» Deshalb beschränken wir uns in diesem Editorial auf einen jovialen Gruss an die Kollegenden auf der Redaktion der Zürcher Studierendenzeitung: Diese wähen sich tatsächlich noch als Monopolisten des inzwischen hart umkämpften Marktes für «politisch und finanziell unabhängige Studierendenzeitungen weit und breit».

Ha! Dabei liefert auch die fünfte studizytig-Ausgabe wieder eine Schwetti an Antworten auf Fragen, die niemand gestellt hat. Günter möge den kurzen Ausblick verzeihen: Da geht es um die Unantastbarkeit patriarchaler Rollenbilder in medizinischen Berufen, um troubadierende Rechtsbeistände und den Schweizer Anthroposophennachwuchs. Ausserdem werfen wir einen Blick unter die kupfergrüne Haube des grossen Hauses am Bundesplatz 2 und stellen fest: Die Qualität unserer gewählten Promis manifestiert sich auch in ihrer Leistung als KurzstreckensprinterInnen.

Hingegen lassen sich philosophische Fragen bekanntlich nicht abschliessend beantworten: Was ist das Jetzt? Ist Veganismus Religion oder Religion Veganismus? Oder noch viel relevanter: Wenn die Erde von vier Elefanten und diese wiederum von einer Schildkröte getragen werden, wer trägt die Schildkröte? In diesem Sinne heucheln wir ein heiteres Kurieren der Herbstdepression.

Eure Redaktion
redaktion@studizytig.ch

vo linggs bis rächts	4
– «Wisst ihr überhaupt, was ihr abgestimmt habt?»	
häregluegt	7
– Gesucht: Ärztin, kinderlos.	
inägspienzlet	10
– Tanz mal deinen Namen	
drigschnuret	12
– Ohne Heute kein Morgen	
guet gmetzget	14
– Wie hast du’s mit dem Veganismus?	
plöderlet	19
... mit Jacob Stickelberger	
wärweisetä	23
grümschelichschtä	25
sub-seiten	26
– Vizerektorin titt zurück	
– Wohnen in Bern	
– Evaluation der Tutorate	

«Wisst ihr überhaupt, was ihr abgestimmt habt?»

Am 15. März 2015 glaubten Schweizer Menschenrechts- und Umweltorganisationen einen echten Politcoup gelandet zu haben. Doch der Glücksmoment dauerte nur knapp eineinhalb Stunden. Die ungewöhnliche Vorgeschichte der soeben eingereichten Konzernverantwortungsinitiative.

«Die Konzernverantwortungsinitiative ist meiner Meinung nach noch gefährlicher als die Masseneinwanderungsinitiative.» Die CVP-Nationalrätin Elisabeth Schneider-Schneiter macht eine kurze Pause, um den Satz wirken zu lassen, dann schaut sie erwartungsvoll und legt ihre Hände auf den massiven Holztisch: «Ich teile die Ziele der Initiative, nicht aber den Weg dazu. Nur globale Standards können die Sorgfaltspflichten von Unternehmungen nachhaltig sicherstellen, nicht nationale Bestimmungen.» Das Echo ihrer Worte hängt noch kurz in der Luft. Der gewölbte Raum mit dem glatten Fussboden und der hohen Decke heisst Wandelhalle und befindet sich direkt hinter dem Nationalratssaal.

Dass die Annahme der Konzernverantwortungsinitiative massive Auswirkungen hätte, darüber ist man sich sowohl im Lager der Befürworter als auch bei den Gegnern einig. Praktisch zeitgleich mit dem Erscheinen dieser studizytig-Ausgabe wurde die Initiative eingereicht. Sie sieht die Einführung einer sogenannten Sorgfaltspflichtenpflicht vor. Konzerne mit Sitz in der Schweiz müssten in ihrer gesamten

Produktionskette – insbesondere auch bei Tochterunternehmen und Partnern im Ausland – sicherstellen, dass Menschenrechte und Umweltstandards eingehalten werden. Sie müssten ihre Geschäfte auf Verletzungen von Menschenrechten und Umweltstandards prüfen, dagegen Massnahmen ergreifen und darüber Bericht erstatten. Täten sie dies nicht, würden sie für Schäden der Konzerntöchter haftbar. Werden beispielsweise in einer kolumbianischen Kupfermine eines Schweizer Konzerns durch Schwefelabgase ArbeiterInnen an ihrer Gesundheit geschädigt, so könnten diese fortan vor einem Schweizer Gericht klagen.

Ungewöhnliche Vorgeschichte

Die Konzernverantwortungsinitiative ist aus der Not geboren, ursprünglich wollte man den Weg durchs Parlament gehen. Vor eineinhalb Jahren, am 15. März 2015, war die Schweiz bereits auf bestem Weg, eine Sorgfaltspflichtenpflicht für ansässige Konzerne einzuführen, so wie es nun von der Initiative verlangt wird. Damals stimmte der Nationalrat über eine

Motion ab, die von der Aussenpolitischen Kommission eingereicht wurde und vom Bundesrat die Ausarbeitung einer Gesetzesvorlage über die Einführung einer eben solchen Sorgfaltspflichtenpflicht verlangte. Die Aussenpolitische Kommission, zu der auch Schneider-Schneiter gehört, bereitete das Geschäft vor. «Ich habe mich schon in der Kommission intensiv gegen die Motion eingesetzt, weil nationale Regulierungen nicht zielführend sind», sagt sie. Doch Schneider-Schneiter wurde überstimmt, die Kommission empfahl mit elf zu zehn Stimmen die Annahme. Diesem Anliegen folgte der Nationalrat, er stimmte der Motion zu. Die Abstimmung fiel jedoch denkbar knapp aus: 90 ParlamentarierInnen stimmten dafür, 90 dagegen. Der Ratspräsident Stéphane Rossini, ein Sozialdemokrat, fällte den Stichentscheid und verhalf so der Motion zur Annahme.

Doch ungefähr zwanzig Minuten nach dem Stichentscheid wurde gemunkelt, jemand könnte einen Rückkommensantrag stellen. Kurz darauf bestätigten sich die Gerüchte: Elisabeth Schneider-Schneiter, die Fraktionspräsidentin der CVP,



verlangte eine zweite Abstimmung. Schneider-Schneiter hielt ein Votum vor dem Nationalrat, in dem sie ihr Begehren für einen Rückkommensantrag begründet.

Es ist knapp gehalten, Schneider-Schneiter referiert laut. Sie bewegt den Kopf hin und her, als suche sie jemanden im Saal. Es sei falsch abgestimmt worden, erklärt sie schnell. Was genau «falsch abgestimmt» bedeutet, lässt Schneider-Schneiter offen. Zwar gab es auch Voten gegen den Rückkommensantrag, doch es gehört zum parlamentarischen Anstand, solche Anträge anzunehmen. Das tat man auch in diesem Fall. Fakt ist aber, dass Rückkommensanträge bei Motionen ausgesprochen unüblich sind. Seit der Jahrtausendwende wurden nicht einmal zehn solche Anträge gestellt. Wie umstritten die Motion im Nationalrat war, das hatte bereits das erste Abstimmungsergebnis offenbart. Den zweiten Gang durch den Saal überlebte die sensible Materie nicht, der Nationalrat schickte das Anliegen mit 95 zu 86 Stimmen in die Versenkung.

Ärger in der Wandelhalle

Zwischen den beiden Abstimmungen lagen eineinhalb Stunden, während derer sich auch die Lobby in der Wandelhalle befand. Susanne Brunner vom Wirtschaftsdachverband Economiesuisse war dort. «Die ParlamentarierInnen werden von allen Seiten angegangen. Alle Lobbys suchen den Kontakt, das haben auch wir gemacht», sagt Brunner. Sie spricht

deutlich und abgeklärt, als wüsste sie schon, welche Fragen noch auf sie zukommen. «Ich hatte gedacht, die CVP stehe geschlossen auf der Seite der Wirtschaft», sagt Brunner und fügt an: «Bei den Mitteparteien mussten wir in den letzten Jahren extrem kämpfen. Wir mussten die Anliegen der Wirtschaft sehr genau erklären, damit wir die Mehrheit gewinnen konnten.» In der Wandelhalle wurde Brunner nach der ersten Abstimmung zusammen mit Schneider-Schneiter und Adrian Amstutz (SVP) bei einem intensiven Gespräch beobachtet. Brunner bestreitet das gegenüber der bärner studizytig, sie habe nicht mit Schneider-Schneiter gesprochen.

«Natürlich hofft man, auf die ParlamentarierInnen Einfluss zu nehmen», sagt Brunner. Eine Motion sei aber eine kleine Sache, da verwende man nicht viel Zeit darauf. Intensiver sei die Lobbyarbeit bei Gesetzesvorlagen. Trotzdem wurde auch im Fall dieser Motion Vorarbeit geleistet. Ganz konkret erhielten alle ParlamentarierInnen von BDP, FDP, CVP, GLP und SVP ein zwei Seiten kurzes Schreiben, welches der bärner studizytig vorliegt. Unterschrieben ist das Papier von VertreterInnen der wirtschaftsnahen Verbände Economiesuisse, SwissHoldings, ICC Switzerland und dem Arbeitgeberverband. Die vier Argumente, die im Schreiben genannt werden, sind dürftig, sie vermögen keine A4-Seite zu füllen. Die Ursache für das knappe Ergebnis in der ersten sowie der zweiten Abstimmung ortet Brunner

Zwei Parlamentarier können die Begründung «falsch abgestimmt zu haben» geltend machen. Reicht das, um von völliger Verwirrung zu sprechen?

jedoch nicht in einem Mangel an Überzeugungsarbeit seitens der Economiesuisse. Sie hebt ihre Stimme: «Nach der ersten Abstimmung ging mir das Übliche durch den Kopf: Warum sind ParlamentarierInnen während der Abstimmung auf der Toilette oder sonst wo?» Sie klopft mit den Fingern auf den Tisch: «Das ärgert nicht nur uns, sondern auch die Fraktionsvorsitzenden, wenn die Disziplin fehlt.»

Völlige Verwirrung

«Ich habe nach der ersten Abstimmung einfach gesehen, dass Leute nicht im Saal waren und dass einige

falsch abgestimmt hatten», sagt Schneider-Schneiter und fügt hinzu: «In unserer Fraktion gab es eine völlige Verwirrung.» Deshalb habe sie den Rückkommensantrag gestellt. In der Zeit zwischen den beiden Abstimmungen verschob sich die allgemeine Meinung zu Ungunsten der Motion: Befürwortende verliessen das Haus oder erwischten wie Alec von Graffenried (Grüne) den Abstimmungs-knopf nicht mehr rechtzeitig zum zweiten Durchgang. Andere, die sich zuvor bei der ersten Abstimmung enthalten oder gar nicht erst teilgenommen hatten, votierten nun dagegen.

Doch warum wurde die Abstimmung wiederholt? Wer es versäumt, seinen Knopf zur rechten Zeit zu drücken, ist selber schuld, das kommt regelmässig vor. Anlass zum Rückkommensantrag können nur Ex-CVP-Präsident Christoph Darbellay und Parteikollege Yannick Buttet gegeben haben. Sie sind die einzigen aus der CVP-Fraktion, die in der zweiten Abstimmung das Lager wechselten – von Ja zu Nein – und so die Begründung, «falsch abgestimmt zu haben», geltend machen konnten. Reicht das, um von völliger Verwirrung zu sprechen?

«Wissen Sie, was mich nervt?», fragt Schneider-Schneiter und deutet mit dem ausgestreckten Zeigefinger auf die

Wand, welche die Wandelhalle vom Nationalratsaal trennt. «Wenn ich hier drinnen sehe, dass die Leute die Ernsthaftigkeit der Situation nicht begreifen, dann regt mich das auf.» Schneider-Schneiter seufzt hörbar. Genau das habe sie nach der ersten Abstimmung bei ihren Ratskollegen festgestellt. «Ich ging nach der Abstimmung zu den Ratskollegen und fragte sie: Wisst ihr überhaupt, was ihr hier gerade abgestimmt habt?» Christoph Darbellay war einer von ihnen. Gegenüber der Handelszeitung sagte der Ex-CVP Präsident, er sei während der Debatte in der Wandelhalle bei einem Fernsehinterview gewesen. Als er «last minute» in den Nationalratsaal gekommen sei, habe man ihn falsch informiert. Nach dem Gespräch mit Darbellay sprach Schneider-Schneiter zudem mit Adrian Amstutz, aber nicht, um sich Unterstützung zu holen, sondern weil auch in der SVP offenbar mehrere ParlamentarierInnen die erste Abstimmung versäumt hatten. Sie waren auf dem Klo, gaben Interviews oder rannten schlicht zu langsam, um den roten Knopf an ihrem Pult noch rechtzeitig zu drücken. Offenbar hatte es auch in der SVP Verwirrung gegeben – ob schon später in der SVP niemand seine Meinung für die zweite Abstimmung revidieren würde.

Dass Parlamentarier wie Darbellay nach der ersten Abstimmung von der Lobby und konservativen Ratskollegen angegangen worden seien, um das unliebsame Ergebnis in einer zweiten Abstimmung umzukehren, streitet Schneider-Schneiter ab. Mit Lobbying habe das alles nichts zu tun. «Sie überschätzen den Einfluss der Lobby», sagt Schneider-Schneiter. Dann plötzlich wandert ihr Blick zum Flachbildfernseher an der Wand. Die Ratspräsidentin ruft zur Abstimmung. Noch bevor Schneider-Schneiter zu Ende gesprochen hat, springt sie auf. Hektik macht sich breit, um uns herum beginnen Leute zu rennen. Die Schwingtüren zum Nationalratsaal pendeln noch zweimal, dann kehrt Ruhe ein. Als Schneider-Schneiter zurückkehrt, entschuldigt sie sich für ihren abrupten Abgang. Es stellt sich die Frage, wie sie denn eigentlich wisse, um welche Abstimmung es gehe. «Das Programm ist bekannt und wird auch in den Fraktionen diskutiert», antwortet sie lächelnd. **text: yannic schmezer, rafael egloff, rahel schaad, saare yosief, illustration: saare yosief**

20% ERMÄSSIGUNG FÜR STUDENTEN

 **namamen**
JAPANESE RAMENBAR



.....→ ???

Du weisst nicht was Ramen ist?
Dann guck mal auf Google
oder besuche unsere Seite unter
www.namamen.ch

Wer leisten will, braucht gutes Essen! Wer lange schläft und viel feiert, braucht es genau so. Wir heissen alle hungrigen Studenten willkommen! Gegen das Vorweisen deiner Legi erhältst du 20% Vergünstigung auf deine Bestellung.

Vegetarier und Veganer kommen bei uns übrigens genau so auf ihre Kosten wie Omnivoren. Du findest uns beim neuen PostParc Gebäude am Bahnhof, an der **Schanzenstrasse 4 in 3008 Bern.** (nicht mit anderen Rabatten kumulierbar)



Gesucht: Ärztin, kinderlos.

Überstunden und Nacharbeit während der Schwangerschaft, Fragen zur Familienplanung an Bewerbungsgesprächen, Widerstand gegen Teilzeitarbeit: Frauen weht in der Medizinbranche ein rauer Wind entgegen. Sträubt sich das Berufsfeld gegen längst überfällige Entwicklungen?

Als Lena Grün* als Assistenzärztin auf der Chirurgie arbeitete und schwanger wurde, teilten ihr ihre Vorgesetzten mit, dass die Ausbildung nicht mit Familie vereinbar sei. «Dies wurde offen kommuniziert und auch so gelebt: Vom Moment der Schwangerschaft an wurde ich nicht mehr gefördert. Ich durfte nicht mehr in den Operationssaal und hatte als erfahrene Assistenzärztin plötzlich weniger Befugnisse als die Medizinstudis. Das war eine Machtdemonstration.» Die dreifache Mutter und Oberärztin an einem Berner Spital weiss: «Wenn man sich einsetzt, leidet die Karriere ziemlich darunter.»

Eine Karriere, die viel abverlangt: Unregelmässige Arbeitszeiten, Überstunden und Stress gehören zum Beruf. Dies erfordert Flexibilität, Leidenschaft und Engagement. Fünfzig Stunden pro Woche beträgt das Hundertprozentpensum – acht bis zehn Stunden mehr als in anderen Berufsfeldern. Zudem dauert der Ausbildung lange: Wer mit 19 Jahren das Studium beginnt, ist frühestens mit 29 Facharzt oder Fachärztin. Christina Bürgler, eine junge Assistenzärztin am Inselspital Bern, meint: «Wenn man sich für diesen Weg entscheidet, weiss man über die Voraussetzungen Bescheid und ist darauf vorbereitet. Ich will Fachärztin wer-

den und bin dafür auch bereit, so viel zu leisten. Auch wenn dies oft energiezehrend ist.»

Nicht alle teilen diese Meinung, wie eine im letzten Frühjahr veröffentlichte Studie der Ärztesgesellschaft FMH und des Verbands Schweizerischer Assistenz- und Oberärzte VSAO aufzeigt. Rund zehn Prozent aller Ärztinnen und Ärzte geben im Verlauf ihrer Laufbahn die «kurative Tätigkeit am Patienten» auf. Als häufigste Gründe für den Ausstieg werden dabei das Arbeitspensum, die Arbeitszeiten sowie die schlechte Vereinbarkeit von Familie und Beruf genannt. Letzteres scheint vor allem für Frauen eine heikle Thematik zu sein.

«Es gibt keinen idealen Zeitpunkt für eine Schwangerschaft.»

Ablehnung der Spitäler

«Es macht einen grossen Unterschied, ob eine Ärztin oder ein Arzt Kinder bekommt», meint Lena Grün. Was bei Männern positiv aufgenommen wird, führe bei Frauen schnell zu Konflikten. Es heisst, man sei weniger belastbar, abgelenkt, komme nicht vorwärts. Diese Ablehnungshaltung gegenüber dem Mutterwerden sei für schwangere Ärztinnen konkret spürbar: «Spitäler halten sich eigentlich kaum an bestehende Vorschriften für schwangere Frauen wie die Beschränkung auf neun Stunden Arbeit pro Tag oder

vorgeschriebene Ruhezeiten. Mein Vorgesetzter gratulierte mir im ersten Satz zur Schwangerschaft, im zweiten folgte der Hinweis darauf, dass die Neun-Stunden-Regelung im Spital leider nicht einhaltbar sei.»

Während Lena Grüns Schwangerschaft führte dies zum Eklat: Nach einer langen Schicht an einem Feiertag musste sie den Dienst aufgrund von Wehen abbrechen. «Viele der Vorgesetzten können nicht verstehen, dass es irgendwann körperlich nicht mehr geht und lassen schwangere Ärztinnen nicht nach Hause.» Dies überrascht, schliesslich handelt es sich um medizinisch geschultes Personal.

«Schwieriges Thema», meint auch Christina Bürgler, als sie auf ihre Familienplanung angesprochen wird, «ich habe schon oft mit befreundeten Medizinerinnen darüber gesprochen. Es gibt keinen idealen Zeitpunkt für eine Schwangerschaft.» Die junge Dermatologin ist sich bewusst, dass ein Konflikt zwischen Karriere und Familiengründung

bestehen könnte, und hat sich klare Ziele gesteckt. Sie will mindestens zwei Jahre ihrer Facharztausbildung im Vollzeitpensum absolvieren, bevor an Familie gedacht wird.

Der Blick auf Kaderpositionen an Spitälern bestätigt den Konflikt zwischen Mutterwerden und Karriere: Je höher die Hierarchiestufe, desto weniger sind Frauen vertreten. Diese Tatsache ist umso bemerkenswerter, sind doch die Medizinerinnen zu Beginn des Studiums noch in knapper Überzahl. «Viele Frauen bleiben auf der Strecke, oft wegen der Familiengründung», bestätigt auch Nadia Corazza, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Pathologie und Mitglied in der Gleichstellungskommission der Universität Bern. Gründe seien dabei die enormen Anforderungen: Um zu habilitieren sind neben der Klinikpraxis auch Forschungserfahrungen im In- und Ausland sowie genügend eigene Publikationen vorzuweisen. Ein solcher Karrieregang wird durch einen schwangerschaftsbedingten Unterbruch ungemein erschwert.

Mit der Stämpfli Studienliteratur gut vorbereitet durch das Semester.

Die Stämpfli Studienliteratur

Ihre kompetente Unterstützung für das Studium.

Erfolgreich mit der Studienliteratur vom Stämpfli Verlag. Unsere Werke bieten Studierenden die notwendigen Grundlageninformationen zu den wichtigsten Rechtsgebieten, Ergänzungsunterlagen zu Vorlesungen sowie eine kompetente Einführung und Unterstützung für die optimale Prüfungsvorbereitung. Die Stämpfli Case Books mit Fallsammlungen vertiefen den vermittelten Stoff zusätzlich.

STUDENTEN AUFGEPASST: Fragen Sie Ihren Dozenten nach einem Hörschein und profitieren Sie von 20% Rabatt.

Stämpfli

Verlag

Stämpfli Verlag AG

Wölflistrasse 1

Postfach

CH-3001 Bern

Tel. +41 31 300 66 77

Fax +41 31 300 66 88

order@staempfli.com
www.staempflishop.com



Die Quoten kommen

Um dem Problem beizukommen, wurde an der medizinischen Fakultät der Universität Bern die erwähnte Gleichstellungskommission eingesetzt. Diese hat einen Gleichstellungsplan veröffentlicht, in dem verschiedene Massnahmen vorgeschlagen werden. Zum Beispiel soll eine Frauenquote von 30 Prozent auf allen Hierarchiestufen angestrebt werden. Ob dies in absehbarer Zeit gelingt, darf bezweifelt werden: Laut Gleichstellungsplan muss vorerst eine Machbarkeitsstudie durchgeführt werden, auf Anfang 2018 ist ein Konzeptpapier geplant. Die Quotenlösung sei zwar ein «Pflaster auf eine tiefergehende Wunde», aber vielleicht nötig, um aus den momentan vorherrschenden Verhältnissen zu gelangen, meint Corazza. Ausserdem betrifft das Papier in erster Linie die medizinische Fakultät, weniger das Inselspital. Dieses sei «noch einen Schritt weiter zurück», sagt Corazza.

«Das Inselspital ist noch einen Schritt weiter zurück»

Wie die «tiefergehende Wunde» angegangen werden soll, ist unter Medizinerinnen und Medizinern umstritten. «Ich denke, man sollte auch bei der Kinderbetreuung für Kinder von medizinischem Personal ansetzen», sagt Christina Bürgler. Im Spital komme manchmal unverhofft etwas dazwischen, dann sei es unmöglich, einfach den Kittel an den Nagel zu hängen und Feierabend zu machen. Solche Situationen sind schwierig zu vereinbaren mit den fixen Bring- und Holzzeiten der meisten Kitas. Corazza von der Gleichstellungskommission stimmt zu: «Es gibt zu wenige Kita-Plätze und die Öffnungszeiten sind ein Problem.» Weder Corazza noch Grün sehen jedoch in einer verbesserten Kinderbetreuung eine befriedigende Lösung. «Ich könnte meine Kinder nicht fünf Tage in der Woche abgeben. Für mich war immer klar: Wenn ich Kinder habe, will ich nicht mehr hundert Prozent arbeiten», sagt Lena Grün.

Die Teilzeitarbeit müsste als Chance gesehen werden. Sie wäre ein Gewinn für die Spitäler.

Sie arbeitet heute 60 Prozent als Oberärztin in der Notfallabteilung eines Berner Spitals, an den freien Tagen betreut sie ihre drei Kinder. Ihre Teilzeitstelle bleibt aber eine Ausnahme in der Berner Spitallandschaft. Medizinische Berufe eigneten sich nicht dafür, tiefprozentig gestaltet zu werden, so der Tenor des ärztlichen Fachpersonals: Man sammle zu wenig Erfahrung und es fehle die nötige Kontinuität. Tatsächlich verlängert sich die Ausbildungszeit aufgrund der vielen Anforderungen enorm, sobald das Pensum verkleinert wird. Lena Grün bemängelt in dieser Hinsicht das unflexible Denken in Schweizer Spitälern: «Die Teilzeitarbeit müsste als Chance gesehen werden. Sie wäre ein Gewinn für die Spitäler.» Gerade in einem Beruf, der so viel Mitgefühl und Konzentration erfordere, sei es wichtig, sich einen Gegenpol zum stressigen Stationsalltag zu schaffen. «Seit ich 60 Prozent arbeite, bin ich ausgeglichener, zufriedener und freue mich auf die drei Arbeitstage in der Woche – ich bin die bessere Ärztin als zuvor», sagt sie. Auch Corazza sieht in der Teilzeitarbeit den richtigen Lösungsansatz, um Vereinbarkeit von Beruf und Familie in der Medizin zu verbessern. Das Instrument ist nicht neu und in der Branche ist die Nachfrage nach Teilzeitstellen bekannt. Was steht also einer Anpassung der Arbeitsmodelle und -bedingungen im Weg?

Gefahr des Widerstands

«Ich glaube schon, dass dieses Problem von oben kommt», sagt Grün und ergänzt: «Bei den älteren, oberen Kaderärzten fehlt der Wille, in dieser Hinsicht voranzugehen. Es heisst oft, früher habe man noch mehr gearbeitet als heute und es hätte auch noch keine Teilzeitmöglichkeiten gegeben.» Deshalb bräuchte es mehr Druck vom Personal: «Man müsste mutig sein!», meint Lena Grün. Sie selber will

mit ihren Äusserungen anonym bleiben. Und dazu hat sie gute Gründe. Sich in der hierarchisch aufgebauten Spitalwelt gegen Arbeitsbedingungen zu wehren, kann schnell mal das Karriereende bedeuten.

Exemplarisch dafür steht der Fall Natalie Urwyler. Der ehemaligen Oberärztin an der Universitätsklinik für Anästhesiologie wurde 2014 nach wiederholten Auseinandersetzungen mit ihrem Vorgesetzten gekündigt. Gegen die Kündigung nach zehn Jahren Dienst ging Urwyler gerichtlich vor. Im noch laufenden Verfahren konfrontiert Urwyler den Arbeitsort Inselspital mit schweren Vorwürfen: Sie spricht nebst Diskriminierung und Mobbing auch konkret von Fehlgeburten bei sich und Berufskolleginnen wegen rücksichtslosem Einsatzaufgebot während der Schwangerschaft. Urwyler fordert für die ihrer Meinung nach unrechtmässige Kündigung Schadensersatz in Millionenhöhe. Dabei geht es um viel mehr.

Der Fall Urwyler sowie die Aussagen aller Gesprächspartnerinnen deuten darauf hin, dass das hyperkompetitive Umfeld bestehend aus Forschung, Uni und Klinik nicht geschaffen ist für Personen, die auch noch so etwas wie ein Familienleben pflegen möchten. Dies gilt auch für Männer. Jedoch ist es für Frauen mit Kinderwunsch noch schwieriger, sich in besagtem Umfeld zu behaupten. Der Grund dafür scheint offensichtlich: Aufgrund von Schwangerschaft und Geburt müssen Frauen ihre Arbeit zwischenzeitlich ruhen lassen. Männer hingegen unterliegen diesen physischen Einschränkungen nicht. Es stellt sich die Frage, wann diese Tatsache auch in der Medizinbranche erkannt wird. **text: rafael egloff, rahel schaad, cedric fröhlich, bild: sam von dach**

*Name der Redaktion bekannt

Tanz mal deinen Namen

Bäume umarmen, zum inneren Gleichgewicht finden, seinen Namen tanzen – die Klischees über den anthroposophischen Nachwuchs sind bekannt. Aber was wird an Steiner Schulen genau gelehrt? Ein Erkundungsversuch.



Aruna Rey, Lehrerin der zweiten Klasse an der Rudolf Steiner Schule in Steffisburg, begrüsst mich mit einem freundlichen Händedruck. Einige Kinder sind schon da und klettern auf einem selbstgebauten Parcours herum. «Wir haben keine Stühle, aber du darfst es dir gerne irgendwo hier vorne auf dem Boden gemütlich machen», meint sie. Und: «Jetzt, wo bald Herbst ist, haben sie viel Energie, darum der Parcours.» Als der Klang eines kleinen Gongs ertönt, der den Unterrichtsbeginn einläutet, räumen die Kinder gemeinsam den

Parcours weg und bilden aus Bänken einen Kreis. Ich werde auch eingeladen, mich dazusetzen. Eines der Kinder darf eine Kerze anzünden, danach stehen alle auf, machen ein paar kurze Entspannungs- und Atmungsübungen und rezitieren schliesslich zusammen das Gedicht «Der Sonne liebes Licht». Von der ersten bis zur vierten Klasse wird dieses Gedicht jeden Morgen gesprochen. Ab der fünften Klasse wechselt das Gedicht: «Ich schaue in die Welt» stellt bis zur zwölften, der letzten, Klasse das Morgenritual dar. Wie mir Aruna Rey in der

Pause erklärt, hat die Auswahl der Gedichte mit dem Entwicklungsstand der Kinder zu tun. Wenn sie jünger sind, brauchen sie mehr Geborgenheit und sind noch mehr auf sich selbst bezogen. Je älter sie werden, desto mehr geht ihr Blick nach aussen, in die Welt. Beide Gedichte stammen aus der Feder von Rudolf Steiner.

Zeugnisspruch, keine Noten

Nach dem Aufsagen der Gedichte wird in verschiedenen Sprachen gezählt: Deutsch, Englisch und Französisch. Wir gehen im Kreis und zählen gleichzeitig oder steigen auf die Bänke und wieder herunter. Die Kinder sind engagiert dabei, auch wenn das Prinzip «ein Schritt, eine Zahl» nicht ganz von allen verstanden wird. Macht auch nichts. Diese Aussage werde ich noch öfter in Zusammenhang mit dem Unterricht in der Steiner Schule hören, denn das Wichtigste sei, dass die Kinder selbst die Zusammenhänge erkennen. Wie schnell sie dies tun, ist zu einem grossen Teil nebensächlich. Aruna Rey sucht vor Beginn des «Epochenunterrichts» noch drei Kinder aus, die ihren «Zeugnisspruch» aufsagen dürfen. Den Zeugnisspruch erhalten die Kinder an Stelle von Noten. Alle sind ganz erpicht darauf und fallen fast von den Bänken, so weit strecken sie ihrer Lehrerin die kleinen Finger entgegen. Das Ziel sei, obwohl man in der Steiner Schule nicht gerne von Zielen spricht, dass sie den Zeugnisspruch auswendig können. Wenn nicht,

macht das aber auch nichts. Danach beginnt der «Epochenunterricht», was bedeutet, dass während drei bis vier Wochen am selben Thema gearbeitet wird. In der Woche meines Besuchs ist Mathematik an der Reihe, und zwar der Zahlenraum von eins bis hundert. Aruna Rey teilt den Kindern in Zweier- oder Dreiergruppen je eine Reihe zu, die diese dann mit einem Bewegungsablauf, beispielsweise mit Klatschen, kombinieren und anschliessend vorzeigen. Das Ganze ist sehr spielerisch gestaltet, langweilig wird es nicht. Den Kindern scheint es ähnlich zu gehen, sie wirken auf mich noch so konzentriert wie zu Beginn des Tages. «Ich bin etwas streng mit ihnen, denn wenn ich es nur vorsage, werden sie es nie lernen», meint Aruna Rey.

«Gras wächst nicht schneller, wenn man daran zieht»

Eine Plattform zum Lernen

Für mich ist dieser Morgen ein spannender Einblick. Um noch mehr allgemeine Informationen und Hintergründe zu erhalten, spreche ich mit Martin Carle, ebenfalls Lehrer an der Steiner Schule in Steffisburg. «Zentral an der Philosophie der Steiner Schule ist, dass die Kinder nicht einen Lehrplan aufgedrückt bekommen, sondern dass sich der Unterrichtsinhalt an den Kindern orientiert», erklärt er mir. Von den LehrerInnen wird also nur die Plattform zum Lernen geboten, die Kinder können selbst herausgreifen, was sie möchten. «Gras wächst nicht schneller, wenn man daran zieht», fügt Martin Carle an. Dies bringt mich zu dem häufigen Vorurteil, dass Steiner Schüler nach Ende ihrer Schulzeit nicht aufs spätere Leben vorbereitet seien. Ich frage Martin Carle, was er dazu meint: «Unsere Schüler erhal-

«Vielleicht sind wir schulisch gesehen nicht so gut vorbereitet, aber wir sind vorbereitet aufs Menschsein»

ten ein stabiles Fundament und ein gutes Selbstbewusstsein durch die Art, wie wir den Lernprozess und das gesamte Umfeld gestalten. Deshalb sind sie auf die späteren Herausforderungen im Leben gut vorbereitet.» Ursprünglich sei die Steiner Schule eine Institution für Arbeiterkinder gewesen, heute stammen die meisten Kinder aus Familien mit akademischem Hintergrund, wie mir Martin Carle erzählt. Dies liegt einerseits an den Kosten, 800 bis 1000 Franken bezahlen Eltern pro Monat, um ihr Kind an die Steiner Schule schicken zu können. Es gibt jedoch Fonds, die Eltern mit kleinerem Budget unterstützen, erklären mir Schülerinnen und Schüler später. Dass sich an Steiner Schulen viele Kinder studierter Eltern finden, erklärt sich Martin Carle aber auch damit, dass sich Letztere bewusster mit der Ausbildung ihres Nachwuchses auseinandersetzen.

Gegen das Konzept der Staatsschule

Mit vielen neuen Informationen verabschiede ich mich. Eine wichtige Perspektive fehlt noch: Was sagen ehemalige Steiner Schüler zu ihrer Schulzeit und den gängigen Vorurteilen?

Mit Ausnahme einer Person berichten alle von einer sehr positiven Zeit an der Steiner Schule. T. S. hat vor ungefähr dreissig Jahren die Rudolf Steiner Schule Ittigen besucht und eher unerfreuliche Erfahrungen gemacht: zu grosse Klassen, überforderte LehrerInnen, Verbot von Fussball und Fernsehen, kaum Platz für freies Arbeiten, obwohl die Kreativität immer betont wurde. «Der Epochenunterricht und der frühe Beginn von Fremd-

sprachen waren jedoch definitiv positiv», meint er. Auch dass schon von klein an die Präsentation vor anderen geübt wurde, sei es durch Vorträge oder Theater, empfand er als sehr hilfreich. In diesem Punkt sind sich interessanterweise alle Befragten einig, auch wenn sie zu ganz anderen Zeiten die Steiner Schule besucht haben. «Vielleicht sind wir schulisch gesehen nicht so gut vorbereitet, aber wir sind vorbereitet aufs Menschsein», drückt es einer meiner Interviewpartner aus.

Als ich nach den Gründen frage, wieso ihre Eltern sie auf die Steiner Schule geschickt haben, fällt die Antwort recht einhellig aus: Das Konzept der Staatsschule habe ihnen nicht gefallen und sie entschieden sich nach der Besichtigung verschiedener Varianten für die Steiner Schule. Steiners Erziehungsphilosophie überzeugte sie, denn gerade der Leistungsdruck, die Einstufung der SchülerInnen und der Notendruck fallen weg, was für die meisten Eltern die grössten Kritikpunkte am staatlichen Schulsystem waren. «Klar gab es auch Leute, die von der Staatsschule geflogen sind und dann zu uns kamen, weil sie sonst nirgends mehr aufgenommen wurden. Das waren aber wenige.» Also doch alles alternative Hippies? «Die Steiner Schule verlässt wohl niemand als rechter Politiker», meint einer meiner Interviewpartner. Die meisten SchülerInnen und Eltern sind jedoch keine eingefleischten AnthroposophInnen und Steiner-AnhängerInnen. In der Pause war auch gar nichts mit Bäume umarmen: «Wir hatten jeweils viele Schlägereien zwischen Älteren und Jüngeren», erinnert sich ein Ehemaliger. **text: lucie jakob, bild: zvg**

Ohne Heute kein Morgen

Über unsere Vorstellung vom «Jetzt» und die Frage, ob es dies in der virtuellen Welt überhaupt geben kann.
Ein Gastbeitrag.

Jeder von uns meint zu wissen, was Zeit ist. Schliesslich bedarf es einer Zeitachse, damit wir Vorkommnissen eine Dauer zuschreiben können, die irgendwann anfangen und irgendwann aufhören. Ob wir nun über Erinnerungen nachdenken, weit zurück in die Vergangenheit blicken, oder Vorstellungen über zukünftig eintretende Ereignisse ausarbeiten; stets orientieren sich diese an unserer individuellen Zeitachse. Unsere Zeitvorstellung zeichnet sich dadurch aus, dass sie als einziger, gleichmässig-kontinuierlicher Strang immer von der Vergangenheit über die Gegenwart hinweg auf die Zukunft gerichtet ist. Die Philosophin Karen Gloy schrieb zu unserer Zeitvorstellung: «Sie nimmt die Gesamtheit der Gegebenheiten der Welt in sich auf und ordnet sie hinsichtlich ihrer Stellung und ihres Verhältnisses zueinander. Wie Newton sich den Raum als eine unendlich grosse Weltschachtel vorstellte, die alle räumlichen Dinge in sich aufzunehmen qualifiziert war, so stellte er sich die Zeit als einen unendlich grossen, ewigen Zeitfluss vor, der alle zeitlichen Dinge in sich enthalten sollte. Die Einsteinsche Relativitätstheorie hat uns belehrt, dass die Vorstellung einer einzigen, unendlichen Zeit eine Idealvorstellung ist, eine Hypothese, und die tatsächliche Zeitordnung von Früher, Später und Gleichzeitigkeit vom jeweiligen Bezugssystem abhängt.» (Karen Gloy, Philosophiegeschichte der Zeit, Wilhelm Fink Verlag München, 2008, S.15)

Gemäss der Relativitätstheorie ist unsere Zeitwahrnehmung abhängig vom Betrachter, ähnlich wie die Perspektive eines Raumes auch vom Standort des Betrachters abhängt. Doch was bedeutet das für unser alltägliches Leben? Schliesslich setzt diese Art der sogenannten «relativistischen» Zeit eine Spaltung zwischen dem erkennenden Ich (Subjekt) und der erlebten Aussenwelt (Objekt) voraus. Und wie verhält sich dieser Umstand, wenn wir gerade in der «virtuellen Welt» sind?

Nicht-lineare Zeitvorstellungen?

Auch die vorsokratische Kultur kannte keine zukunftsgerichtete Zeit. Vielmehr war diese als ewiger Kreislauf zyklisch verstanden worden. Hier wiederholen sich die Abläufe in der Natur, in welcher der Mensch unmittelbar Teil dieser ist und keine Distanz zwischen Subjekt und Objekt angenommen wird.

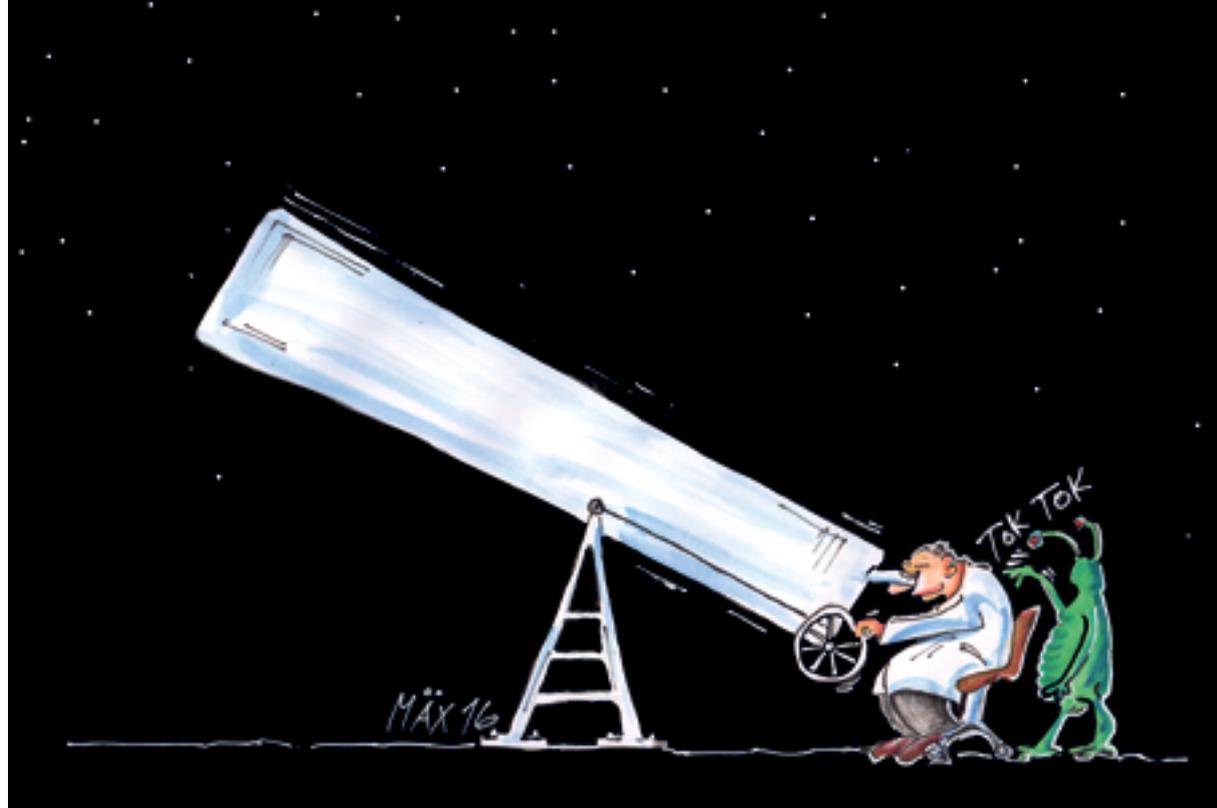
Auch bei der Zeitvorstellung gemäss der Speziellen Relativitätstheorie handelt es sich um eine nicht-lineare Zeitvorstellung. Unter dem Stichwort «Multitemporalität» versteht man seit Anfang des 20. Jahrhunderts einen Zeitfächer, welcher überall gleichzeitig besteht und jederzeit alle zeitlichen Momente umfasst. Gloy umschreibt diese Auffassung als Beispiel einer menschlichen Entscheidungssituation folgendermassen: «Jede menschliche Entscheidung wird in jeder möglichen Weise zugleich getroffen, so dass der Mensch auf allen Pfaden zugleich wandelt, auch wenn

er nachher nur den Pfad seiner Entscheidung kennt und dessen physische und moralische Folgen zu tragen hat.» (ebenda, S.34) Der Unterschied zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wird bei dieser Auffassung der Speziellen Relativitätstheorie aufgehoben, da die Zeit als vierte Raumdimension verstanden wird. Im Alltag erfahren wir dennoch das Frühere und das Spätere als unterschiedlich, nur deswegen scheinen wir ständig «zu wenig Zeit» zu haben.

Virtuelle Zeit

Mobile Kommunikation und soziale Medien schaffen virtuellen Raum und virtuelle Zeit, welche auf dem territorialen Raum übereinanderliegen. Unsere oftmalige Verknüpfung mit den sozialen

«Soziale Medien schaffen virtuellen Raum und virtuelle Zeit, welche auf dem territorialen Raum übereinanderliegen»



Medien kreiert einen virtuellen Raum: Physisch sind wir zwar anwesend, während wir auf unser Smartphone oder Computer starren, aber dennoch abwesend, weil wir in eine virtuelle Unterhaltung vertieft sind. Auch dadurch bedingt, dass wir ständig von Nachrichten, SMS, etc. unterbrochen werden, benutzen wir die Zeit selten für die Einkehr in eine einzige, langanhaltende Tätigkeit. Multitasking bedeutet auch eine Fragmentierung der Zeit, was von vielen Personen als «stressig» empfunden wird. Räumliche Distanzen können durch den blitzschnellen Austausch von Nachrichten überwunden werden, die Internettelefonie ermöglicht gar Ferngespräche über alle Zeitzonen hinweg zum Nulltarif. GPS-Systeme ermöglichen uns eine sorglose Orientierung, welche nicht nur beeinflusst, wo wir hingehen, sondern auch unsere Wahrnehmung der Durchgangsorte bestimmt: Wir tendieren dazu, uns nicht so sehr umzuschauen, da uns das Navi ohnehin ans Ziel führt und eine fortlaufende Orientierung den Wegstrecken entlang überflüssig erscheint.

Es gibt viele Formen, wo virtueller und physischer Raum aneinander reiben, ebenso wie dies gleichzeitig mit der Verschmelzung von privater und öffentlicher Sphäre der Fall ist. Die Gemeinsamkeit dieser unterschiedlichen Formen liegt darin, dass sie sich auf die Gegenwart, teils mit der nahen Zukunft im Auge, beziehen. Die Vergangenheit wird sogar geringschätzend, als «nicht mehr aktuell», und irrelevant

«Multitasking bedeutet auch eine Fragmentierung der Zeit»

abgetan oder gar nicht erst thematisiert. Wenn wir also scheinbar alle derart intensiv «im Jetzt» leben, sollten wir auch die Frage beantworten können, was «das Jetzt» ist.

Dein Jetzt ist nicht mein Jetzt

Philosophisch fächert sich die Frage, was «das Jetzt» ist, unter anderem in Folgendes auf: Erstens fragt sich, welche besondere Beschaffenheit «das Jetzt» hat. Zweitens interessiert, welche Dimensionen «das Jetzt» hat und, im Sinne der Vorsokratiker, wie kurz es ist. Schopenhauer und Nietzsche hingegen untersuchten die Frage, wie «ewig» das «Jetzt» ist, Hegel und McTaggart wiederum seine Flüchtigkeit.

Immanuel Kant und Albert Einstein fragten sich, wie allgemein das «Jetzt» ist. Letztere Frage zielt darauf ab, ob dein «Jetzt» auch mein «Jetzt» ist. Das «Jetzt» ist also «allgemein», wenn zwei Personen zum selben Zeitpunkt «jetzt» sagen und dabei

auf denselben Moment und Zustand des Weltgeschehens verweisen. Wie bereits angedeutet, widerspricht Albert Einsteins Relativitätstheorie dieser Allgemeinheit des «Jetzts». Wenn sich der jeweilige Betrachter relativ auf ein spezifisch eigenes «Jetzt» bezieht, ist dein «Jetzt» nicht mein «Jetzt». Eine Variante wäre es, vom «Hier-und-Jetzt» zu sprechen und somit die Ortsunabhängigkeit aufzugeben.

Apropos Ortsunabhängigkeit: Ist es nicht genau diese, welche unsere virtuelle Welt auszeichnet? Und bedeutet das nun, dass wir die Idee vom «Jetzt», welches für dich und mich dasselbe ist, in der virtuellen Welt aufgeben müssen? Es scheint so, als wäre der Umgang mit der virtuellen Welt der Weg der Menschheit, sich von der Vorstellung der ortsgebundenen Raumzeit mit einer linearen Abfolge von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu lösen und durch die nicht-ortsgebundene «Lichtzeit» zu ersetzen.

Mehr Zukunft, bitte!

Du Interessierst dich trotzdem für die Zukunft? Auf dem Blog «Zukunft» von philosophie.ch findest du viele weitere Beiträge zum Thema, beispielsweise dazu, wie die Zukunft der Arbeit aussehen wird, weshalb wir das Unerwartete brauchen, ob uns der Datenschutz überhaupt eine individuelle Zukunft ermöglicht, oder welche Rolle Utopien für unsere Zukunft spielen. **text: anja leser, philosophie.ch, bild: zvg**

Wie hast du's mit dem

Veganismus?

Sie polarisiert, die vegane Lebensweise. Alles oder nichts – scheint bei der Diskussion die Devise, Zwischenwege gibt es keine. Und immer wieder kommt der Vergleich mit der Religion. Ein Essay.

Im August bei der Demonstration zur Schliessung aller Schlachthäuser auf dem Berner Bahnhofplatz, direkt vor der Heiliggeistkirche. Man trifft sich rund um schwarze und weisse Zelte, die Stimmung ist heiter. Nur die Flyer verteilenden Anwesenden hinter Plastikmasken, die andächtig schweigend durch die Menge schreiten, gruseln mich ein wenig. Hie und da ein erfreutes «Hallo» und «Schön, dich zu sehen» zeigen: Man kennt sich. Ich schendere an den reich mit Magazinen, Stickern und Flyern bestückten Tischen vorbei, die Standbetreuenden grüssen freundlich und nicken eifrig bei der Nachfrage, ob man denn diese Sachen auch mitnehmen dürfe. Es herrscht keine offensiv-ablehnende Haltung, und doch schwingt bei den Parolen und Bildern der süssen Tierbabys, die für deinen und meinen «Lifestyle» ausgenutzt und geschlachtet werden, eine subtile Aggressivität mit.

Eine innere Veganerin?

Trotz der freundlichen Stimmung beschleicht mich das Gefühl, hier deplatziert zu sein. Meine überteuerten, neuen Nikeschuhe schreien in dieser Umgebung geradezu «Kinderarbeit!», «Tierausbeutung!» und «leider geil!»; auch das H&M-Shirt mutet als moralischer Fehlgriff an. Aber woher kommt diese Unsicherheit?

Sind es die akuten äusseren Einflüsse, die mich zweifeln lassen, oder meldet sich tatsächlich meine innere Veganerin? Es ist eine den Abstand fördernde Differenzierung zwischen «euch» und «mir». Ich fühle mich schlecht, «ihr» scheint euch besser zu fühlen. «Ihr» seid gut, während ich das Leid der Welt unermüdlich vorantreibe. Als agnostische, offene Person bin ich interessiert an neuen Erkenntnissen und Strömungen. Und doch gerate ich in eine defensive Haltung. Was prägt meine Empfindungen in diesem Ausmass?

Die falsche Gleichung

In Bezug auf die vegane Lebensweise entfachen sich gerne emotionale Diskussionen – nicht nur unter empörten Facebookusern und in den Kommentarspalten von Onlineportalen, sondern auch auf grösseren Plattformen: Watson ärgert sich über selbstgemachte Kindergeburtstagsküchlein, die schnöde als nicht-vegan zurückgewiesen werden, die NZZ urteilt über fehlendes Verständnis von real-ökologischen Zusammenhängen, während bei der BaZ eine ketzerische Verfolgung der Karnivoren gefürchtet wird und 20 Minuten vor der gefährlichen Orthorexie (dem zwanghaft «gesunden» Essverhalten) warnt, die aus der Ersatzreligion Ernährung hervorgeht. «Gesundheitswahn –

die neue Religion», «Essen – die neue Religion?», «Ist Fitness unsere Ersatzreligion?» oder in der Sendung Club des SRF: «Vegan – die neue Religion?». Die vegane Lebensweise fällt durch proaktive Menschen und Events auf und tritt manch alteingesessenem Karnivoren auf die Füsse. Berichterstattungen scheinen einer einfachen – und falschen – Gleichung zu folgen: Religion ist suspekt, Veganismus ist suspekt, daraus folgt: Veganismus ist Religion. Und genau diese Schlussfolgerung scheint – beinahe unbemerkt – meine Empfindungen gegenüber dem Veganismus zu beeinflussen.

Gesundheitswahn – die neue Religion?

Religion – rette sich wer kann

Die Begriffe «Religion» und «das Religiöse» scheinen aufgeklärte Bürgerinnen und Bürger in Aufruhr zu versetzen. Der Ausdruck hat einen schalen Beigeschmack, haben wir uns doch nach der französischen Revolution von der Religion

Auf alle tierischen Produkte verzichten – oder die Regenwälder zerstören, Menschen hungern lassen und Tiere in barbarischer Art und Weise massenhaft schlachten.

in öffentlichen Belangen vermeintlich verabschiedet: Berichten heute Medien wie Watson, BaZ und 20 Minuten über Veganismus, schreiben sie diesem gerne negative Eigenschaften zu, die wir normalerweise mit Religion assoziieren: Missionierung, Beeinträchtigung der Lebenswelten durch Massregelung sowie ein Gut-Böse-Dualismus sind Attribute, die sowohl VeganerInnen als auch religiösen FundamentalistInnen zugeschrieben werden. Dabei werden positive Aspekte einer Religionsgemeinschaft völlig ausgeklammert, eine ganzheitliche Definition des Religionsbegriffes fehlt. Für die Effekthascherei in Medienbeiträgen noch nützlicher ist es, den Begriff (wie beim Club des SRF) als Hingucker im Titel zu verwenden. In der ganzen Sendung wurde der Begriff «Religion» aber lediglich während drei von 118 Minuten aufgenommen und kaum definiert. Es scheint klar zu sein, dass mit Religion niemand in Verbindung gebracht werden möchte. Geschieht das dennoch, kommt es zu einem bereits aus anderen Bereichen wie Migration und Integration bekannten Zusammenspiel von Reizwörtern und diffusen Ängsten, das eine unnötige Trennung der Gruppen verursacht.

Kein Mittelweg

Die natürliche Definition einer Gruppe geschieht oft durch ihre Abgrenzung von einer anderen. Mein Erlebnis auf der Kundgebung zur Schliessung aller Schlachthäuser wird durch die Lektüre des ansprechend gestalteten und informativen Magazins «Blaufux» der Veganen Gesellschaft Schweiz weiter verstärkt. Dort ist zu lesen: «Die vegane Lebensweise denkt wortwörtlich über den Tellerrand hinaus und betrachtet die Zusammenhänge, die mit dem Verzehr tierlicher Produkte einhergehen.» In der Ausgabe Nr. 3 über «Verzicht» werden «Lifestyles» wie Vegetarismus, Veganismus und Flexitarismus vorgestellt. Letzterer ist eine flexible Kombination aus

karnivorer und veganer Ernährungsweise. Ich lerne, dass ebendies absolut absurd sei, da man sich entweder ganz für oder gegen den Veganismus entscheiden müsse: «Es ist ein fragwürdiges Merkmal unserer Zeit, dass etwas weniger Schlechtes zu etwas Gutem erklärt wird.» So muss man annehmen, dass hier nur «ganz oder gar nicht» zählt. Auf alle tierischen Produkte verzichten – oder die Regenwälder zerstören, Menschen hungern lassen und Tiere in barbarischer Art und Weise massenhaft schlachten. Kein Mittelweg, all in.

Missionarischer Eifer

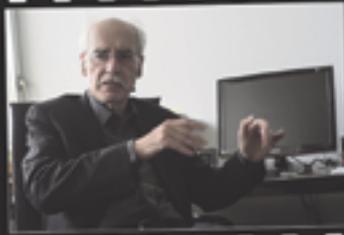
Ähnlich undifferenziert argumentiert auch die Gegenseite: Vegan Lebende sollen ihre «Religion» zuhause ausüben, zudem sei es ihnen eigen, ihre Meinung mit missionarischem Eifer allen Karnivoren aufzuzwingen, wenn nötig auch mit Gesetzesänderungen. Veganismus propagiere eine gesundheitsschädigende Mangelernährung und sollte daher auf keinen Fall breit unterstützt werden. Alles Ansichten, die mir oft in Unterhaltungen in meinem Umfeld begegnen. Durch die in den Medien gemachte Verknüpfung mit der ungeliebten Religion wird die vegane Lebensweise zu einem genussverweigernden, sich ungemütlich verbreitenden Trend, vor dem es sich zu schützen gilt. Damit verschliesst man aber die Augen gänzlich vor tatsächlichen Prob-

lemen, denen wir heute gegenüberstehen: Die Auswirkungen der Fleischproduktion oder die ethisch nicht vertretbare Tierhaltung sind schliesslich nicht wegzudiskutieren. Die positiven Veränderungen, die mit einem gemässigten Konsum an tierischen Produkten erreicht werden können, sind selten Gegenstand der Gespräche.

Graustufen

Distanziert man sich aber von dieser Schwarz-Weiss-Diskussion, wird klar: Die offensive Gesprächstaktik bringt keine Meinung weiter. Kaum ein leidenschaftlicher Omnivore wird beim Vorwurf, die CO₂-Emissionen der Fleischproduktion in die Höhe zu treiben, kurzerhand die vegane Lebensweise annehmen. Ebenso unwahrscheinlich ist es, dass vegan Lebende in die nächste Migros springen und sich mit Fleisch, Milch und Eiern eidecken, wenn sie mit einer möglichen Mangelernährung konfrontiert werden. Beide Parteien scheren die Individuen der anderen Gruppe über denselben Kamm, es gibt keinerlei Schattierungen, nur Schwarz oder Weiss. Eine positive Entwicklung kann jedoch nur erreicht werden, wenn dieses Denken überwunden wird. Warum sollte ich mich auf einer Kundgebung zur Schliessung aller Schlachthäuser in meinen Markenturnschuhen schlecht fühlen? Es ist mir ja erlaubt, ist gar erwünscht, die Anliegen der Kundgebenden zumindest teilweise zu verstehen und zu unterstützen – ohne dass ich fortan auf alle tierischen Produkte verzichten muss. Den Verallgemeinerungen standzuhalten und die Schattierungen zu erkennen, darin besteht die Herausforderung.

Als kritisch denkende Person muss ich gegenüber anderen Ansichten nicht grundsätzlich misstrauisch sein. Suspekt sind eher schwarz-weiße Auffassungen, die Graustufen ausblenden und Begriffe wie Religion undifferenziert und einseitig verwenden. **text: sophie meyer**



-Bisschen mehr Ruhe,
dann gelingt es viel besser-
bsz #4 juni 2016

Aller guter Rat kommt von
oben
bsz #4 juni 2016

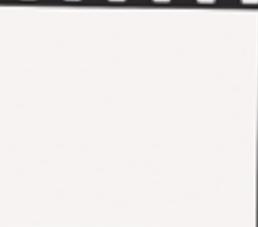


Kopftuch, Fussball
und Symboldebatten
bsz #2 dezember 2015

Arterhaltende Massnahmen
oder Schiessfreude?
bsz #3 märz 2016



Im Gespräch mit Martin
Graf
bsz #1 oktober 2015



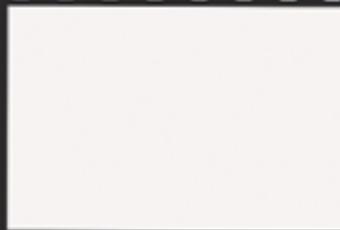
Im Gespräch mit Franz Hohler
bsz #2 dezember 2015



Die Schweiz verliert sich.
Eine Polemik
bsz #2 dezember 2015



n oben



ahme



y Mona



Hausbesetzungen in Bern
unveröffentlicht



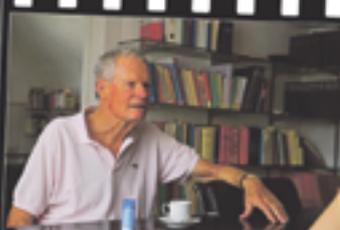
Holy Sh*t
bsz #3 märz 2016



Gesucht: Ärztin, kinderlos.
bsz #5 oktober 2016



studizytig - La fête
oktober 2015



Der Ar
hat etw
Huren
bsz #5



Studenten-Special-Angebot 2016

gültig bis Ende November 2016

 **«Fit z'zwöit»** - Gemeinsam machts einfach mehr Spass
Kommt gemeinsam vorbei und profitiere je von einem gratis Bereich
nach Wahl

bezahle 1 Bereich und wir schenken euch je 1 Bereich nach Wahl!

ODER

 Du profitierst von **20% Studentenrabatt** +
zusätzlich **15% Spezialrabatt**

12 Monate bezahlen und 1 Monat schenken wir dir!

Komm unverbindlich vorbei - Wir freuen uns auf deinen Besuch!

GYM FIT CLUB BERN AG
Rindweg 9
3013 Bern
031 340 0330
www.gymfit.ch
info@gymfit.ch



«Der Anwalt hat etwas Hurenhaftes»

...sagt Jacob Stickelberger, 75, Rechtsanwalt,
Chansonnier, ehemaliges Mitglied der
«Berner Troubadours», Freund und Wegbegleiter
Mani Matters, wohnhaft in Zollikon am Zürisee.



Oh, Sie haben Seesicht!

Ach das? Ja. Das nehme ich gar nicht mehr wahr. Manchmal denke ich so wieso: Ein Wald vor dem Fenster wäre eigentlich spannender.

Herr Stickelberger, Sie haben Jura studiert. Ein Vernunftsent-scheid?

Eigentlich nicht. Ich hatte das immer gewollt.

In Mani Matters Biografie steht aber, Sie hätten als Student nicht viel von der Jurisprudenz gehalten.

Das ist möglich. Aber das war nur am Anfang des Studiums so. Alles erschien mir abstrakt und trocken. Da stand ich zuerst einmal ziemlich verloren da, wie wahrscheinlich so manch ein Anfänger der Jurisprudenz.

Aber Sie konnten sich mit der Zeit damit abfinden?

Allmählich konnte ich mich damit sogar anfreunden. Das war damals noch so, man verplemperte Zeit, aber irgendwann dachte ich: So jetzt ist fertig, jetzt nehme ich die Sache ernst. Wenn ich schon studiere, dann richtig. Und dazu hat Mani Matter als mein Dozent tatsächlich

viel beigetragen. Er nahm mich mit in die juristische Bibliothek und hat mich in die Fachliteratur eingeführt. Irgendwann kam der Zeitpunkt, wo ich mir nicht mehr vornehmen musste, bis nachmittags um vier Uhr zu lernen. Wenn ich dabei war, konnte ich plötzlich und sogar mit Vergnügen bis in die Nacht hinein dranbleiben.

Nun, Anwalt ist letztlich natürlich ein Brotberuf. Ein richtiger Brotberuf, das ist Fakt.

Anwalt ist für Sie ein Brotberuf?

Ja, doch schon (lacht). Schauen Sie sich um, arm wurde ich nicht dabei. Viel wichtiger aber ist, für welchen Beruf auch immer, eine Leidenschaft zu entwickeln. Zumindest als Chansonnier hatte ich damals auch bereits so etwas wie einen Namen. Da fanden die Leute, wenn sie einen Anwalt suchten: Ich gehe zum Stickelberger, das ist ein Lustiger.

Das hat Ihnen Kunden eingebracht?

Das hat es schon, ja. Freilich war es mir auch wichtig, das eine und andere Mandat gratis zu betreuen, obschon das in unserem Beruf erfahrungsgemäß leider fast undenkbar erscheint. Ich habe mein Sekretariat wiederholt daran erinnert: Wenn jemand verzweifelt und un-

angemeldet in meinem Büro erscheint und um juristische Hilfe bittet, komme es schlicht nicht in Frage, diese Person einfach wegzuschicken. Mindestens zum Anhören sollte man immer Zeit haben und gegebenenfalls auch weiterhelfen.

In einem Aufsatz vergleichen Sie den Anwalt mit einem Narren.

Ja, der Gerichtshofnarr. Wissen Sie, es ist ja ein toller Beruf. Aber eigentlich haben Sie als Anwalt gar keine Macht. Die hat nur der Richter. Sie dürfen argumentieren, Sie dürfen zwar nicht unflätig, aber durchaus auch frech sein. Sie können sich manches erlauben, wie früher der Hofnarr gegenüber dem König. Das kann ich als Anwalt auch, ich kann dem Richter ohne weiteres sagen, die Gerichtspraxis, auf welche er sich stützen wolle, sei falsch. Doch am Schluss ist es allein der Richter, der den Daumen rauf oder runter hält. Er allein entscheidet.

Dafür ist ein Narr unterhalt-sam – wie ein Chansonnier.

Ich würde jetzt nicht sagen, alle Chansonniers seien Hofnarren. Aber unterhaltend sollen sie sein, ja natürlich! Das blosse Wort, beziehungsweise der Vers, verbunden mit dem Musikalischen, ist im



«Und dann kommen plötzlich Sie mit der Gitarre. Da kann fast nichts schief gehen.»

Vergleich zum rein Schriftstellerischen ein wohlthuender Segen. Daran hatten sich Mani Matter und ich immer wieder erfreut, zum Beispiel an den Oltner Literaturtagen. Da sah und hörte man sich den ganzen Tag lang einen glänzenden Schriftsteller nach dem anderen an. Doch jeder liest, liest, liest. Und dann kommen plötzlich Sie mit der Gitarre. Da kann fast nichts schief gehen.

Dem Chansonnier und dem Anwalt ist doch auch gemeinsam, dass beide authentisch und glaubwürdig sein müssen?

Grob typisiert sind die beiden natürlich sehr verschieden – aber es gibt schon Gemeinsamkeiten: Gleichermassen bestimmend ist sowohl beim Chansonnier

als auch beim Anwalt die Macht des Wortes. Etwas präzise und anschaulich ausdrücken, sei dies im Plädoyer oder mit einem treffenden Vers im Lied, das ist tatsächlich fast dasselbe. Nur vertreten Sie als Anwalt einzig und allein die Interessen des Klienten. Sie müssen parteiisch sein.

Und das hat Ihnen nie Mühe bereitet?

Im Gegenteil. Es ist von Berufs wegen meine Pflicht, parteiisch zu sein. Wenn ich persönlich oder sachlich mit einem Klienten wirklich Mühe habe, dann ist meine einzige mögliche Alternative, das Mandat niederzulegen. Das passierte mir hin und wieder, Honorar hin oder her. Es ist richtig befreiend, zu wissen, dass mir diese Möglichkeit immer offensteht.

Haben Sie so etwas wie zwei Gesichter: Hier der Anwalt und da der Chansonnier?

Für mich selbst nicht. Aber für die anderen schon, vor allem für die jeweiligen Gegenparteien am Gericht; die fanden mich regelmässig furchtbar. Dabei muss ich einräumen: Der Anwalt hat tatsächlich etwas Hurenhaftes. Ich meine, da kommt morgens einer zu mir ins Büro und bittet mich, ihn zu vertreten. Ein Lumpenhund wolle ihm ein ihm gewährtes Darlehen

von 500'000 Franken einfach nicht mehr zurückzahlen. Dann willige ich natürlich ein. Wäre jedoch exakt dieser angebliche Lumpenhund zehn Minuten früher zu mir aufs Büro gekommen, dann hätte ich umgekehrt wohl diesem zugesagt. Das ist im Grunde genommen bezahlte Gerechtigkeit. Doch dieser Ritus ist nun mal institutionell so vorgesehen. Wenn es Ihnen nicht gelingt, parteiisch zu sein, müssen Sie Richter werden.

Und wie handhaben Sie das bei Strafrechtsfällen?

Ich werde immer wieder gefragt, ob ich jemanden als Schuldlosen verteidigen würde, obschon ich wüsste, «dass er es ist». Meine Antwort: Ich würde und das habe ich auch. Stellen Sie sich etwa den Fall eines Bauernsohnes vor, der von seinem Vater von frühester Kindheit bis ins Erwachsenenalter geplagt und geplagt wurde. Und eben dieser Vater liegt eines Morgens erschlagen in der Tenne. Wer war es wohl? Doch egal, was der Verteidiger weiss oder nicht weiss: Es besteht für ihn weder ein gesetzliches noch ein moralisches Hindernis, diesen Mann zu verteidigen. In dubio pro reo, der Staat muss herausfinden, wers war. Ein Freispruch eines Schuldigen ist immer noch hundertmal besser als ein Schuldspruch

über einen Unschuldigen. Mag zuletzt der liebe Gott über Recht und Unrecht definitiv entscheiden.

Sie sind oder waren aber nicht nur Anwalt, sondern auch Chansonnier und Berner Troubadour.

Ja. Bei den «Berner Troubadours» waren wir zu sechst. Der Name, den wir übernahmen, wurde uns von aussen gegeben. Plötzlich kamen Anfragen aus der ganzen Deutschschweiz, und die Auftritte danach waren bald ausnahmslos ausverkauft – was uns regelrecht verlegen machte. Es stand nie zur Debatte, dass wir von der Musik hätten leben wollen. Das lief nebenbei, wir führten alle unser bürgerliches Leben.

«Ein Freispruch eines Schuldigen ist immer noch hundertmal besser als ein Schuldspruch über einen Unschuldigen.»

Die Gruppe trennte sich dann aber allmählich.

Mani Matter, Fritz Widmer und ich wünschten uns einen besseren Austausch untereinander – wegen der Qualität der Lieder. Zu dritt zeigten wir uns die neu entstandenen Chansons regelmässig, Mani die Seinen stets mit der Frage: «Was meinsch?» Meine Antwort erübrigte sich ebenso regelmässig, denn bei ihm gab es nichts zu verbessern. Anregungen hingegen konnten ihn begeistern, etwa beim «Alpenflug». In seiner ursprünglichen Fassung landeten Pilot und Passagier wohlbehalten. Ich fand: «Die muesch la abegheie!». Darauf Mani sofort: «Hesch rächt, i has ja o lieber, wes schlächt usgeit wie aube bi dir.» Oder: Die Katastrophe im

«Zündhölzli» endete bei Mani ursprünglich mit dem Untergang der Schweiz, das heisst mit der Zeile «Ds ganze Land i eim Tumult, dass me gschosse hätt uf d'Bundesrät am Rednerpult». Ich fand nur: «Werum nume d Schwiz? Söttsch konsequanterwys die ganzi Wält la untergaa.» Das Lied rundete er darauf ebenso spontan mit der fünften Strophe ab.

Ein Produkt der Zusammenarbeit zwischen Ihnen, Fritz Widmer und Mani Matter ist die «Kriminalgeschichte».

So ist es. Unser gemeinsames Programm hätte aus zwei Teilen bestanden, unseren eigenen Liedern und eben der «Kriminalgeschichte», die eine Zusammenarbeit von uns dreien war. Es war eine reine Kalberei, für uns eigentlich lustiger als fürs Publikum. Wir hatten die gesamte Tournee vorbereitet, alle Termine gesetzt – und dann ist Mani verunglückt. Fritz Widmer und ich sind mit dem Programm dann doch aufgetreten, also auch mit der «Kri-

minalgeschichte», und haben für den ersten Teil Manis Lieder übernommen: «Warum syt dir so truurig» war eines oder «Nei säget sölle mir».

Mit der «Kriminalgeschichte» nehmen Sie den Krimi als Genre auf die Schippe.

Den Ausdruck «auf die Schippe nehmen» mag ich nicht. In die Liedtexte packten wir einfach die Klischees, die in einem rechten Kriminalroman zu finden sind. Aber das soll nicht ein Sich-über-etwas-lustig-Machen sein. Meistens ist ja eine Situation einfach per se lustig. Uns wurde hin und wieder zum Vorwurf gemacht, dass wir nicht «politische» Sänger seien. Aber das stimmt einfach nicht, wir sind und waren auch politisch – einfach nicht ausschliesslich. Nur schon das Lied von Mani «Nei säget sölle mir vo nüt me andrem tröime»: So etwas soll nicht politisch sein?

MADE IN BERN

Geniessen Sie unsere täglich frischen Pizza- und Pasta-Spezialitäten jetzt auch bei Ihnen zu Hause.

VAPIANO®
PASTA | PIZZA | BAR

ONLINE BESTELLEN VAPIANO-LIEFERSERVICE.CH

Nutzen Sie auch unsere telefonische Bestellmöglichkeit.
LIEFERSERVICE-NUMMER: 0800 37 37 33

Oder schauen Sie mal in Ihrem VAPIANO vorbei, um Ihr Lieblingsgericht in modern-mediterranem Ambiente zu geniessen.

VAPIANO BERN
BOGENSCHÜTZENSTRASSE 9
3008 BERN

Fabian (23) aus Spiez (BE) fragt:

Was passiert, wenn man einen Martini weder schüttelt noch rührt?

Lieber Fabian, du bekommst von einem Barmenschen mit leicht entgeistertem Gesichtsausdruck eine Martinischale, in der 1 cl lauwarmer Wermut nicht so recht weiss, was er mit den etwa 6 cl pisswarmen Gins machen soll. Auch die Garnitur vermag die hochprozentige Verwirrung im Glas nicht aus der Welt zu schaffen. Du hast einen warmen Gin-Wermut vor dir, an dem stilvoll zu nippen ich dir nicht empfehlen würde – Augen zu und runter mit dem Zeug! Wenigstens knallen wird's wie ein ordentlicher Martini, wenn es schon nicht so schmeckt. Martini wird *straight up* serviert. Darum wird er auch auf Eis gerührt oder – vorausgesetzt du magst es gerne etwas verwässert – geschüttelt, bevor er in ein vorgekühltes Glas abgeseiht wird. Ansonsten wie gesagt: lauwarmer Gin-Wermut mit Garnitur nach Wahl. Ob *dry*, *perfect*, *sweet* oder *dirty*, ob Gin oder Wodka, Olive oder Zitronenschale – einen Martini kann man auf unzählige Arten bestellen, je nach Präferenz. Und naja, sofern du willst, kannst du ihn sogar ungerührt und ungeschüttelt bestellen. Obwohl jeder halbwegs zivilisierte Barmensch auf die

von dir insinuierte Cocktail-Bestellung mit mehr oder weniger unterdrücktem Entsetzen reagieren wird; wenn besagte Freiheit derlei eigenwillige Blüten treibt, müssen wir das als liberale Gesellschaft aushalten können. Wir leben schliesslich in einem freien Land. Aber deine Frage löst beim diensthabenden Experten einen ausschliesslich hypothetischen Kulturpessimismus auf hohem Niveau aus. In der unbarmherzigen Wirklichkeit einer Bar, denkt eine überwältigende Mehrheit der Leute, die Martini bestellen, dabei an den Wermut des gleichnamigen Getränkekonzerns. Von einer Mehrheit jener überwältigenden Mehrheit erntet man dann fragende Blicke, wenn man – in weiser Voraussicht – fragt, ob sie die Marke oder den Cocktail meinen. «Martini eben...», bekommt man dann mit Unverständnis unterlegt zur Antwort und ein Barkeeper, der hier ungenannt bleiben soll, versinkt in Apathie. *Wermut it is...* ungerührt, ungeschüttelt, sondern *on the rocks* und von *Cinzano* statt *Martini & Rossi*. Kundenwunsch erfüllt. Ist das nun ein Martini, der weder geschüttelt, noch gerührt wurde, wenn es eigentlich weder der eine noch der andere Martini ist, aber das servierte, ungeschüttelte wie ungerührte Getränk letztlich dem entspricht, was die Martini-willige Person erwartet hat? Langsam wird es auch dem Experten zu hoch. Zeit für einen Kurzen...

Angezechte Berufsalkoholikergrüsse,
Dein Experte **nw**

*Auch wenn es die Dozierenden zu Semesterbeginn kollektiv und repetitiv abstreiten – es gibt sie, die dummen Fragen! Unser ExpertInnen-team nimmt sich ihrer an: eloquent, sachkundig und auch durchaus verständnisvoll. Sende jetzt deine Frage an frage@studizytig.ch und **GEWINNE** zwei Tickets für einen Eintritt in den Dachstock.*

The best falafel of Switzerland –
right around your corner!

Pittaria



Die orientalische Gourmet-Oase

2x in Bern: Falkenplatz 1 & PROGR-Hof

www.pittaria.ch

selfissimo

MO - FR: 12.00 - 14.00 Lunch-Bufferet & Take Away.

MAPPAMONDO
ristorante & bar

Ristorante & Bar MAPPAMONDO · Länggassstrasse 44 · 3012 Bern
T +41 31 301 30 82 · info@mappamondo.ch · www.mappamondo.ch

gratis

Mittagsmenü
für 12.–

Gültig bis 31.12.2016

—
schauspiel
—

3.31.93

—
Lars Norén
Schweizer Erstaufführung
Ab 24. September 2016, Vidmar 1

**FÜR
15,- CHF INS
THEATER***

—
**KONZERT
THEATER
BERN**

*An der Vorstellungskasse erhalten Sie mit Ihrer Joker Card jeden noch freien Platz für nur CHF 15,-! Gegen Vorlage eines gültigen Ausbildungsausweises, bis zum 30. Lebensjahr. Mehr Infos unter www.konzerttheaterbern.ch



WELLE 7

IHR ZWISCHENSTOPP FÜR
GENUSS • BUSINESS • BILDUNG • EINKAUF

**LIEBE STUDIS,
HIER DIE LÖSUNG: E = W7**

**OB FÜR 1 STUNDE ODER 1 SEMESTER:
BUCHEN SIE EINEN ARBEITSPLATZ MIT ANSCHLUSS IM
CO-WORKING SPACE. WELLE7.CH/WORKSPACE**



BAHNHOF BERN POSTPARC

  WELLE7.CH

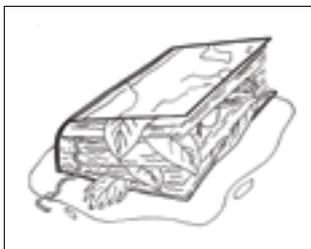
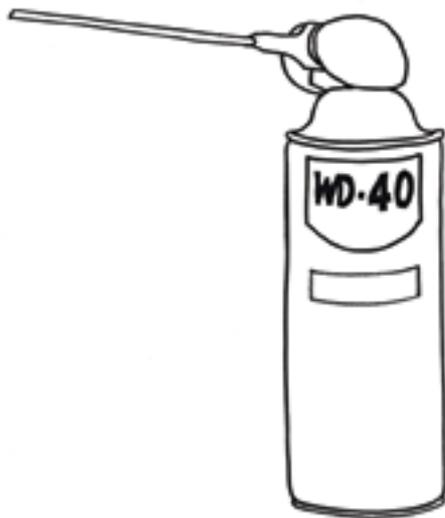
Rätsel

Welcher englische Filmtitel (und nur der Titel) versteckt sich in der Illustration?

Sende deine Lösung bis am 01.11.2016 an raetsel@studizytig.ch.

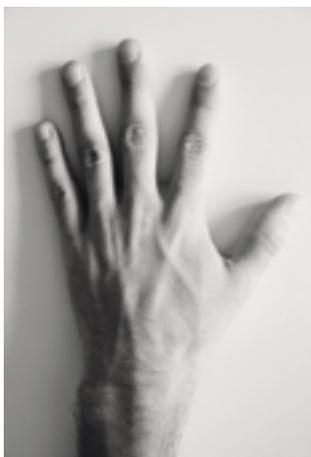
Zu gewinnen gibt es 5x2 Eintritte für eine Vorstellung im November des Stücks «3.31.93» von Konzert Theater Bern.

Viel Erfolg!



Lösung Rätsel bsz #4: Dschungelbuch

Hier noch Livios linke Hand.



Impressum

Die *bärner studizytig* wird herausgegeben vom Studentischen Presseverein an der Universität Bern. Sie erscheint 4x jährlich mit einer Auflage von 10 100 Exemplaren.

Redaktion

Sam von Dach (svd), Rafael Egloff (re), Alice Fankhauser (afa), Cedric Fröhlich (cf), Luca Hubschmied (lh), Lucie Jakob (luj), Andrea Knecht (akn), Sophie Meyer (sme), Livia Middendorp (lm), Rahel Schaad (ras), Yannic Schmezer (yas), Jonathan Stauffer (jos), Nicolas Weber (nw), Saare Yosief (say)

Externe

Design: Jacqueline Brügger, Paolo Riva

Layout: Alice Fankhauser

Lektorat: Karla Koller

Werbung

Rafael Egloff, werbung@studizytig.ch

Kontakt

bärner studizytig, 3000 Bern

info@studizytig.ch

www.studizytig.ch

Druck

Gassmann AG, Biel

Redaktionsschluss *bärner studizytig* #6:

27.11.2016

Inserate-Aannahmeschluss: 25.11.2016

Erscheinungsdatum (Versand): KW 50

Redaktion SUB-Seiten

Angela Krenger (ak), Flavia von Gunten (fvg)

Kontakt SUB

redaktion@sub.unibe.ch

Verantwortlicher SUB-Vorstand:

Julian Sonderegger,

julian.sonderegger@sub.unibe.ch

Lektorat SUB-Seiten: Simone Herpich

Adressänderungen bitte melden an:

abo@studizytig.ch

Die *bärner studizytig* dient der Student-Innenschaft der Universität Bern (SUB) als Publikationsorgan für Informationen für ihre Mitglieder auf den SUB-Seiten. Für SUB-Mitglieder ist das Abo der *bärner studizytig* im SUB-Mitgliederbeitrag inbegriffen.

Du bist nicht SUB-Mitglied, möchtest aber die *bärner studizytig* trotzdem nach Hause geschickt bekommen? Kein Problem! Sende eine E-Mail mit deiner Adresse an abo@studizytig.ch. Die Daten werden selbstverständlich vertraulich behandelt und nicht weitergegeben.

Du möchtest die *bärner studizytig* nicht mehr im Briefkasten? Dann schlafe noch eine Nacht darüber. Wenn du sie dann wirklich nicht mehr willst, sende eine E-Mail an abo@studizytig.ch.



Die Ziele nicht aus den Augen verlieren

Nächsten Sommer tritt Doris Wastl-Walter, die Vizerektorin Qualität, aus der Universitätsleitung zurück. Sie schloss 1984 ihr Studium in Geografie und Romanistik in Klagenfurt ab. Seit 1997 ist sie Professorin in Bern und Mitglied, beziehungsweise Leiterin von den unterschiedlichsten Gremien im Bereich Humangeografie und Chancengleichheit. Die Geografin ist verheiratet und hat zwei Söhne. Die Verbindung von Familie und Beruf sei eine grosse Herausforderung gewesen, die nur mit viel Unterstützung und Verständnis gelungen sei.

Warum treten Sie zurück?

Ich finde, in den bald sechs Jahren konnte ich viele meiner Anliegen verwirklichen und habe das auch sehr gerne gemacht. Aber die Forschung musste ich vernachlässigen und als Grenz- und Migrationsforscherin haben mich die aktuellen Entwicklungen schon sehr gepackt. Da möchte ich nochmals einsteigen.

Wie sähe Ihre Traumnachfolgerin aus?

Was es bestimmt braucht, ist grosses Engagement, eine hohe soziale und kommunikative Kompetenz und die Fähigkeit, bei allen notwendigen Kompro-

missen und Konzessionen die Ziele nicht aus den Augen zu verlieren.

Womit verbrachten Sie die letzten Jahre als Vizerektorin am meisten Zeit?

Sitzungen vorbereiten, leiten und nachbereiten. Wir arbeiten ja viel in Teams und Kommissionen, daher spielen Besprechungen eine grosse Rolle.

Was hinterlassen Sie?

Ich glaube, wir konnten in meinen drei Arbeitsbereichen «Qualität», «Nachhaltigkeit» und «Gleichstellung» einige Fortschritte erzielen. Ein paar Beispiele: Nun arbeitet überall eine Vertreterin der Abteilung für Gleichstellung in den Berufungskommissionen mit, das Angebot für Double Career Couples wurde ausgebaut und Eltern-Kind-Räume realisiert. Alle Fakultäten haben individuelle Gleichstellungspläne, wodurch auf die jeweiligen Besonderheiten der Fakultäten eingegangen werden kann. Zwei neue Minor Studiengänge Nachhaltige Entwicklung auf Bachelor sowie Masterstufe sind entstanden und der Nachhaltigkeitstag wird regelmässig durchgeführt. Auch ein Nachhaltigkeitsmonitoring haben wir aufgebaut.

In der Qualitätssicherung und -entwicklung (QSE) wurde die interne Organisation und Kommunikation weiterentwickelt, die Lehrevaluationen sind etabliert und regelmässige Evaluationen werden umgesetzt. Nun müssen wir daran arbeiten, dass QSE allgemein stärker als Steuerungsinstrument wahrgenommen und eingesetzt wird. Evaluationen sollten unmittelbare Konsequenzen haben.

Was ist Ihre grösste Leistung?

Als grösste Leistung betrachte ich kleine Schritte in der Veränderung der Unternehmenskultur.

Was könnte das Rektorat besser machen?

Wir haben die Strategie 2021 und an deren Umsetzung muss man weiter arbeiten. Ausserdem haben wir einen Schwerpunkt in der Nachwuchsförderung gesetzt, der hoffentlich die Rahmenbedingungen für die Jüngeren verbessert. Möglichst bald sollte auch der sowieso bescheiden angesetzte Anteil an Professorinnen von 25% erreicht werden. Das neue Programm COMET für Postdocs könnte da unterstützen. **text: ak, bild: zvg**

Bild: Vizerektorin Wastl-Walter (rechts) und Prof. Sheila Meintjes von der Wits University in Johannesburg bei einer Projektbesprechung.

bärner studizytig: eine Zwischenbilanz

Vor zwei Jahren hat sich das Studierendenmagazin «unikum» aufgelöst und die «bärner studizytig» ist entstanden. Julian Sonderegger, Vorstand der StudentInnenschaft der Uni Bern (SUB) und Verantwortlicher für das Mandat Information, zieht Bilanz.

Als ich vor zwei Jahren meine Vorstandsstelle antrat, herrschte im Bereich Information Aufbruchsstimmung. Nach endlosen und oft ergebnislosen Diskussionen im StudentInnenrat über die damals für fast alle unbefriedigende Studierendenzeitung «unikum», war beschlossen worden, einen Neuanfang zu wagen. Dieser Neuanfang sah die Abkapselung der Zeitung von der SUB vor. Dabei sollte die SUB einen kleinen Teil einer unabhängigen Studierendenzeitung unterhalten. Nach langer Zeit der Umstrukturierung und einem grossen medialen Echo erschienen seit 2015 bereits vier Ausgaben der «bärner studizytig», und das «unikum» scheint beinahe vergessen; für mich Zeit, um ein Zwischenfazit zu wagen.

Die letzten Seiten der «bärner studizytig» werden von der SUB und deren Redaktion herausgegeben. Anfangs ging innerhalb der SUB die Angst um, die viel kleinere Anzahl Seiten, auf denen die SUB über hochschulpolitische Belange berichten kann, stelle im Vergleich zu Vorher einen nicht wiedergutzumachenden Nachteil für die StudentInnenschaft dar. Die Erfahrung, die ich in diesen zwei Jahren gesammelt habe, zeigt das Gegenteil. Die knappe Seitenzahl zwang uns, nur die Themen innerhalb der Hochschulpolitik auszuwählen, die wir als wirklich wesentlich ansahen. Dank dem genauen Fokus und der hochwertigen journalistischen Arbeit unserer

Redaktorin konnten meiner Ansicht nach spannende, aktuelle und vor allem relevante hochschulpolitische Themen angesprochen und in sorgfältig recherchierten Artikeln veröffentlicht werden.

Herausgegeben wird die Studierendenzeitung nun vom Studentischen Presseverein. Dieser Verein, welcher zu Beginn ein Zusammenschluss aus früheren Redaktionsmitgliedern des «unikums» und dem Kollektiv «unterdemradar» war, geniesst eine Freiheit, welche das «unikum» nie hatte. Da sie unabhängig von der SUB sind, stehen sie nicht unter den Einschränkungen des Artikels 32 des Universitätsgesetzes. Dieser verlangt, wenn es nicht um hochschulpolitische Themen geht, die politische und konfessionelle Neutralität der SUB zu wahren. Bereits in der ersten Ausgabe wurde klar, dass der Presseverein diese neue Freiheit ausgiebig nutzen wird. Prompt kamen die ersten Reaktionen. Der Zeitung wurde vorgeworfen, sie sei «zu links», Artikel wurden gelobt, kritisiert und diskutiert. Welche Meinung man auch immer von der Zeitung hat, sie hat geschafft, woran das «unikum» letztendlich gescheitert ist: Sie polarisiert und interessiert. Dadurch und weil sie durch die SUB-Seiten direkten Universitätsbezug hat, erhält die «bärner studizytig» ihre Daseinsberechtigung meiner Meinung nach definitiv zurück, was allemal ein Erfolg ist.



Julian Sonderegger war während zwei Jahren SUB-Vorstand und verantwortlich für das Ressort Dienstleistungen und Rechtliches sowie Information, welches neu von Pia Portmann geführt wird. Der Vierundzwanzigjährige studiert im letzten Bachelorsemester Recht an der Uni Bern.

Wohnen in Bern: Geringes Angebot

Neues Semester, neue Studierende. Ein Dach über dem Kopf brauchen sie alle, doch wie einfach lässt es sich in Bern finden? Die SUB-Redaktion hat sich das Wohnungsangebot in Bern angeschaut und bei Studis nachgefragt.

«Insbesondere im Länggassquartier vermieten wir immer wieder Wohnungen an Studierende», berichtet Bettina Stucki von der Immobilienverwaltung Stucki. «Vor allem sind Wohnungen für Wohngemeinschaften gefragt. Auf Studios bewerben sich fast nie Studierende», erklärt die Verwalterin. Im Durchschnitt würden bei einer frei werdenden 3-Zimmer-Wohnung im Universitätsquartier zehn bis 20 Bewerbungen eingehen.

Trotz der Vielzahl Bewerbungen scheinen Studierende keinen direkten Nachteil zu haben. Auf Anfra-

ge berichten fünf Berner Liegenschaftsverwaltungen, dass sie Wohnungen an Studierende vermieten, gerade auch an Wohngemeinschaften. «Wir schätzen es, wenn Studierende bei der Bewerbung ein Begleitschreiben beilegen, in dem sie Auskunft über die geplante Finanzierung der Wohnung geben», sagt Loredana Da Nazaret von der Liegenschaftsverwaltung Von Graffenried. Aktuell hat diese beim Zähringer Migros das Haus Mittelstrasse 32 in Studiozimmer umgebaut. Die neuen Zimmer werden im November ab 600 Franken vermietet werden.

WG-Zimmer

Alleine oder im Verbund eine Wohnung zu mieten, ist mit vielen Verpflichtungen, wie Mietzinsdepot, Haftung bei Schäden und dergleichen, verbunden. Als flexiblere Alternative kann ein einzelnes WG-Zimmer dienen. Zimmer werden zum Beispiel auf Wohnungsplattformen wie jener der SUB angeboten. Anna Zentner fand ihre Bleibe in Bern einen Monat vor Studienbeginn auf wgzimmer.ch. Die Glarnerin bezahlt für ihr Zimmer in Ostermündigen 450 Franken pro Monat (alle Preise werden inkl. Nebenkosten angegeben).

Möblierte WG-Zimmer mit Internetanschluss bietet der Verein Wohnraum für Studierende (Stuwo) zu einer Monatsmiete von 450 bis 720 Franken. Anmeldungen erfolgen über die Webseite. Allerdings seien die 45 Zimmer in der Regel ausgebucht. Das Angebot werde langsam ausgebaut, so Jonas Bernet von Stuwo. Die WGs verteilen sich auf die Gegend um Bümpliz, Betlehem, Murifeld, Gümligen und den Eigerplatz. «Durch lange Mietdauer und Optimierung des Grundrisses können wir relativ günstige Mietzinse erzielen», erklärt der Vereinspräsident Bernet.

Ab ins Studierendenheim?

«Ich habe im August erfahren, dass ich zum Medizinstudium zugelassen wurde. Bei der Studentenresidenz kann-



Annika Bürzle zog ein paar Tage vor Semesterbeginn aus Liechtenstein in ihr Zimmer im Studierendenheim beim Bahnhof Stöckacker.

unter 600 Franken

te ich online die Zimmer anschauen und musste nicht extra für eine Besichtigung anreisen. Die Organisation verlief unkompliziert, ein Anruf genügte», berichtet Annika Bürzle aus Lichtenstein. Die Organisation verlief unkompliziert, ein Anruf genügte», berichtet Annika Bürzle. In der Studentenresidenz Stöckacker kostet das günstigste Zimmer, eines in einer Vierer-WG, 860 Franken.

Der grösste Anbieter an Studierendenheimen ist der Verein Berner Studentenlogierhäuser (VBSL). Er betreibt das Fellergut und das Tscharnergut in Bümpliz Nord sowie das Studentenlogierhaus in Bolligen. Die Logierhäuser in Bümpliz bieten beide jeweils rund 200 Zimmer an, das günstigste für 560 Franken Monatsmiete. Für die Logierhäuser gebe es für das Frühjahressemester 2017 eine Warteliste mit rund 30 Anmeldungen.

Schliessung im Länggassquartier

Per September hat der VBSL das renovationsbedürftige Studierendenheim am Kanonenweg 12, mitten im Universitätsquartier Länggasse, verkauft. Das günstigste Zimmer kostete 510 Franken pro Monat. «Das vormalige Schwesternhaus des Frauenspitals wurde seit zehn Jahren durch den VBSL als Studentenlogierhaus genutzt. Eine umfassende Renovation ist dringend nötig. Da der VBSL für 10 Millionen Franken das Studentenlogierhaus im Fellergut, wo 210 Studierende wohnen, ab 2018 renovieren und dadurch für ein Jahr schliessen muss, reichen die Mittel für zwei Hausrenovationen nicht aus», erklärt Jürg Stucki, Präsident des VBSL. Als Ersatz für den Kanonenweg hat der Verein das neue Logierhaus in Bolligen eröffnet. Das günstigste der 150 Zimmer kostet 600 Franken pro Monat. Für das Jahr 2019 plant der VBSL ein grosses Haus im Wankdorf.



Desirée Koller in der Küche ihrer Zweier-WG im Logierhaus an der Länggassstrasse 75. Um nach der Arbeit spät nachts noch nach Hause zu kommen, brauche sie einen zentralen Wohnort.

gen eröffnet. Das günstigste der 150 Zimmer kostet 600 Franken pro Monat. Für das Jahr 2019 plant der VBSL ein grosses Haus im Wankdorf.

Studiheime an zentraler Lage

An zentraler Lage, am Pavillonweg 10, stehen im Studentenheim der Christkatholischen Kirche zwölf Einzelzimmer à 570 Franken und ein Doppelzimmer für Studierende zur Verfügung. Zwei Einzelzimmer seien für das Herbstsemester noch nicht besetzt, erklärt die Geschäftsführerin. Ein ähnliches Angebot bietet die römisch-katholische Kirchgemeinde Bern an der Frobergstrasse 4, in unmittelbarer Nähe zur Länggasse: 44 Betten, das günstigste für 545 Franken pro Monat. Im Moment seien zwei Zimmer frei, so Hildegard Holenstein, Präsidentin der Betriebskommission.

Für rund 50 Studierende bietet das Logierhaus von der Gürtler-Schnyder Stiftung

an der Länggassstrasse 75 Platz. Wer dort wohnen will, kann sich nach einer persönlichen Besichtigung bewerben und muss an der Universität immatrikuliert sein. Die Zimmer kosten 550 bis 750 Franken Monatsmiete. Momentan sind noch Plätze frei, so Fabian Kurz von ImmoPlus, der zuständigen Verwaltung.

Wohnen in Bern

Ob Studierendenheim oder Wohngemeinschaft: Wer mehr als 600 Franken für die Monatsmiete aufwenden kann, sollte rasch eine Bleibe in Bern finden. Schwieriger wird es mit einem Budget im Bereich von 400 bis 500 Franken Monatsmiete. Ein Studierendenheim zum Beispiel liegt nicht drin. **text: fvg, ak, bild: ak**

Nützliche Infos siehe: Wohnen SUB (www.sub.unibe.ch), Sozialwegweiser der Stadt Bern (www.bern.ch), Unterkunft - Wohnen Uni Bern (www.unibe.ch), Verein Wohnraum für Studierende (www.stuwo.ch).

Note 5,5 für Tutorien

Zu zahlreichen Kursen werden an der Uni Bern Tutorien durchgeführt. Dabei handelt es sich um eine Art Übungsstunde, die von Studierenden geleitet wird. Doch was bringen sie? Die Philosophisch-historische Fakultät liess letztes Semester alle Tutorate evaluieren.

«Die Tutorin war sehr engagiert und hilfsbereit. Man merkte, dass ihr die Betreuung der Studierenden wichtig ist.»*

«Wir wollten unter anderem abklären, was Studierende, TutorInnen und Dozierende von einem Tutorium erwarten», sagt Claus Beisbart, Qualitätsbeauftragter der Fakultät und Verantwortlicher für die Durchführung der Tutoriumsevaluation. Wie erste Ergebnisse zeigen, finden beinahe alle befragten Studis, dass die Tutoriumsziele klar kommuniziert wurden und grösstenteils zum Erreichen der Lernziele der begleitenden Hauptveranstaltung dienen. Nur 5% würden das Tutorium eher nicht weiterempfehlen. Zudem wurden aus Sicht der Dozierenden die inhaltlich-fachlichen Ziele des Tutoriums erreicht.

Obligatorische Hilfestellung

Trotzdem werden in rund 70% Prozent der Tutorien Präsenzlisten geführt. Grund dafür ist wohl, dass der Besuch des Tutoriums üblicherweise obligatorisch ist. Und das, obschon rund 60 Prozent der befragten Dozierenden angeben, dass das Tutorium nicht im Studienplan vorgesehen ist. Auch werden für das Tutorium in der Regel keine eigenen ECTS-Punkte vergeben. Der Besuch eines Tutoriums könne jedoch von Dozierenden als Teil der Leistungsanforderung für eine Vorlesung oder einen anderen Kurs verbindlich gemacht werden, erläutert der Qualitätsbeauftragte Claus Beisbart. «Die Evaluation wird es erleichtern, einzuschätzen wie erfolgreich die Lerneinheit Tutorium ist», sagt er.

Wenig Aufwand, viel Ertrag?

Im Durchschnitt benoteten die Studierenden das Tutorium mit der Note 5,35. Doch auch, beziehungsweise besonders die kritischen Rückmeldungen seien nützlich, um Best-Practice-Empfehlungen zu erarbeiten, so Claus Beisbart. «Beispielsweise durch eine genauere Analyse des Aufwands, der für die TutorInnen entsteht. Diese geben mehrheitlich an, das vorgesehene Arbeitspensum ausgeschöpft oder gar überschritten zu haben.»

Anders sieht es von der Seite der Studierenden aus. Fast ein Drittel von ihnen bereitet sich nicht aufs Tutorium vor und über die Hälfte benötigt weniger als zwei Stunden für Vor- und Nachbereitung. Heisst das, die TutorInnen kauen den Studierenden fachlichen Inhalt vor und referieren ihnen methodisches Wissen? Claus Beisbart betont in diesem Zusammenhang, dass die Tutorien sehr unterschiedlichen Zwecken dienen würden. Wenn ein Tutorium etwa die Gelegenheit zu Fragen zur Vorlesung biete oder der Prüfungsvorbereitung diene, dann sei der Vorbereitungsaufwand gering. Der Qualitätsbeauftragte fügt aber an: «Es gibt auch Tutorien, für die intensive Vorbereitung notwendig ist.»

*Zitat StudentIn aus einer nicht repräsentativen Auswahl offener Fragen in den Evaluationen.

Beim Dekanat angestellt

TutorInnen, meistens sind es Masterstudierende, werden seit dem Jahr 2013 aus administrativen Gründen hauptsächlich über das Dekanat angestellt. Sie erhalten einen Halbjahres-Vertrag als HilfsassistentIn, der maximal auf vier Jahre verlängert werden kann. Für ihr Arbeitspensum von 12,5% werden sie mit rund 500 Franken pro Monat entlohnt. Die Fakultät stellt zirka 670'000 Franken für die Anstellungen zur Verfügung. Damit können pro Semester etwa 65 Tutoriatsstellen vergeben werden. Nach einer Umfrage bei den Instituten wird die Anzahl Tutorate auf diese verteilt. Bei der Vergabe an die Institute orientiere man sich vor allem an dem in der Vergangenheit eruierten Bedarf, erklärt Regula Käch, Verantwortliche für Finanzen und Personalplanung des Dekanats der Philosophisch-historischen Fakultät.

Best-Practice-Empfehlungen

Bald könnten dem Dekanat für die Vergabe von Tutoratsstellen Best-Practice-Empfehlungen des Fakultätsrats zur Verfügung stehen. «Die Evaluationen werden wir auch dazu nutzen, um besser einschätzen zu können, welche Institute wie viele Tutorien brauchen. Dazu lassen wir die Evaluationen auch getrennt nach den einzelnen Fächern auswerten», erklärt Claus Beisbart. Diese Ergebnisse sollten dann an den Institutsversammlungen besprochen werden.

Die Evaluation zeigt, Tutorien sind funktionierende Hilfsveranstaltungen. Inwiefern Best-Practice-Empfehlungen folgen werden, wird sich nach der genauen Auswertung zeigen. Auffallend ist: Bis auf die Präsenzpflcht verursachen Tutorien den Studierenden oft keinen oder nur einen geringen Aufwand. **text: ak, bilder: ak**



Fabio Briante ist Masterstudent mit Philosophie im Hauptfach und Soziologie im Nebenfach. Der Berner gab diverse Tutorien im Fach Philosophie. Zurzeit leitet er jenes zum Einführungskurs Ethik.

Wie hast du dich beworben?

Das erste Mal wurde ich angefragt. Andere Male habe ich direkt bei den Dozierenden meiner Fachrichtung nachgefragt und mich auf die Ausschreibung beworben.

Was hast du in den Tutorien gemacht?

Ich hatte Tutorien mit fünf Leuten und solche mit 40. Das wirkt sich auf die Gestaltung aus. Meistens habe ich frontal unterrichtet und Diskussionen moderiert. Strukturiert habe ich die Tutorien immer anhand von Fragen, die ich im Vorfeld auf Ilias bereitstellte. Meine Unterlagen konnte ich bei Bedarf vom Dozenten, der Dozenten überprüfen lassen.

Weshalb wurdest du Tutor?

Es macht Spass, ich verdiene Geld und es ist CV-relevant. Man sammelt wichtige Erfahrung, wird souverän im Sprechen und Vermitteln von Inhalten. Das war zum Beispiel hilfreich für Stellvertretungen an Schulen.



Giuanna Beeli studiert Geschichte im Hauptfach und Editionsphilologie im Nebenfach auf Masterstufe. Sie ist Hilfsassistentin in Neuerer Geschichte und gibt dieses Semester das Begleittutorium zu einem Proseminar Geschichte.

Wie hast du dich beworben?

Ich wurde angefragt, da meine Vorgängerin aufgehört hat.

Was wirst du im Tutorium machen?

Wir werden vor allem anschauen, wie man recherchiert, zitiert und wie Bibliografien erstellt werden. Zudem machen wir ein, zwei Ausflüge in Archive oder Bibliotheken. Viele Unterlagen konnte ich vom Reader weiterverwenden.

Weshalb wurdest du Tutorin?

Um Erfahrung zu sammeln. Lehrerin will ich aber nicht werden.



B E K B

B C B E

Für Studierende, die mehr wollen



KOSTENLOS

MAESTRO-STUcard

Mehr Vorteile

In deiner Region, den meisten Kantonen und online

Mehr Rabatte

Über 600 Partner für Ausgang, Shopping, Skifahren, Essen, Open Airs, Elektronik, Lifestyle-Gadgets und vieles mehr

Mehr Wettbewerbe

Im Wert von CHF 250'000.– pro Jahr mit hoher Gewinnchance

Mehr Wissen

Alle Vorteile zur Hand mit der STUcard App und dem Magazin



15%

MIGROS

Take Away

10%

METRO

boutique

10%



15%



WIN

... und viele
weitere Deals!



BONUS26.CH